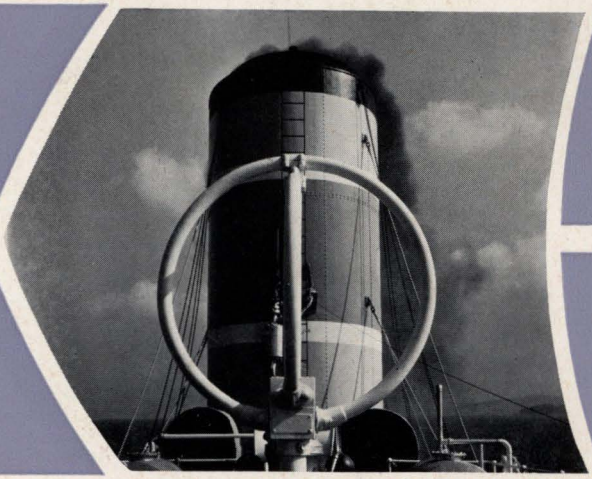
# DIE KARAWANE

LUDWIGSBURG/WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30

Vierteljahreshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde



## Kreuzfahrten im östlichen Mittelmeer

Vorträge unserer Mentoren

Bild auf der Titelseite:
Auf Kreuzfahrt in der Ägäis.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.
© Verlag Die Karawane - Ludwigsburg 1971
Satz und Druck: E. Wachter, Bönnigheim

DIE KARAWANE
12. Jahrgang 1971 — Heft 3

# KREUZFAHRTEN IM ÖSTLICHEN MITTELMEER

Vorträge unserer Mentoren,
gehalten auf Karawane-Mittelmeerkreuzfahrten

herausgegeben im
KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG

mit Unterstützung der Karawane-Studienreisen des
Büros für Länder- und Völkerkunde
Ludwigsburg

# INHALTSVERZEICHNIS

ZUM 80. GEBURTSTAG VON
PROFESSOR MORITZ EDELMANN . . . . . 3

IN MEMORIAM ALFRED GROMER . . . . . 4

*Hochschulprofessor a. D. Moritz Edelmann*
ZUR WELTGESCHICHTLICHEN LEISTUNG
DES ANTIKEN GRIECHENTUMS . . . . . 7

*Dr. Felix M. Schoeller*
ÜBER DIE AUSGRABUNGEN IN PERGAMON . . . 22

*Univ. Prof. Dr. Otto Kaiser*
CHRISTLICH ISLAMISCHE BEGEGNUNGEN . . . 38
Ein Versuch in Rückblick und Ausblick

ANMERKUNGEN: . . . . . 47

# ZUM 80. GEBURTSTAG VON PROFESSOR MORITZ EDELMANN

Professor Moritz Edelmann, hochverehrter Senior unter den Mentoren der Karawane-Studienreisen, ist am 23. Februar 1971 achtzig Jahre alt geworden.

Lange ist es her, seit Professor Edelmann zum ersten Male eine Karawane-Gruppe geführt hat — es war bei einer der Kreuzfahrten mit der alten Hermes im Jahre 1957, jenem Schiff, mit dem wir nach dem Kriege als eines der ersten Büros in Deutschland wieder Kreuzfahrten veranstalteten. Erinnerungen an diese längst vergangenen Zeiten werden beim Schreiben dieser Zeilen wach, an die Jahre des Aufbaues, als die Menschen noch nicht vom heutigen, alle Bereiche umfassenden Konsumdenken erfaßt und als Reisen in die Welt der Antike noch etwas Besonderes waren.

Viele Reisen hat Professor Edelmann seitdem geführt, und immer ist es ihm gelungen, den in jenen Jahren des Anfangs geprägten Stil frisch und lebendig zu halten. So gehörten seine Vorträge an Bord unserer Schiffe zu den Höhepunkten dieser Fahrten.

Die Karawane hat Professor Edelmann sehr viel zu verdanken, immer durften wir mit unseren Sorgen und Nöten zu ihm kommen. Dabei hat sich im Verlaufe der langen Jahre ein enges persönliches Verhältnis entwickelt, und gerade dafür möchten wir uns sehr herzlich bedanken. Besonderen Dank schulden Professor Edelmann die Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde und der Karawane-Verlag. Seine Ratschläge, seine tatkräftige Mitarbeit und vor allem seine glänzend geschriebenen Beiträge für die Karawane-Taschenbücher und die Vierteljahreszeitschrift „Die Karawane“ haben mit dazu beigetragen, den Ruf dieser Veröffentlichungen zu begründen.

So durften wir ihm, im Namen der ganzen Karawane, auf das herzlichste zum achtzigsten Geburtstag gratulieren, und wünschen uns, daß wir noch viele schöne Stunden gemeinsam mit Professor Edelmann verbringen dürfen.

Peter Albrecht

# IN MEMORIAM ALFRED GROMER

*Kurz vor Fertigstellung des vorliegenden Heftes erreichte uns die traurige Nachricht vom Tode Alfred Gromers. Alfred Gromer war von Anfang an als Mentor bei der Karawane dabeigewesen und hat eigentlich die gerade für Studienreisen zu antiken Kulturstätten so wichtige Art der Kunstbetrachtung maßgeblich geformt. Bleibendes Zeugnis hierfür stellen die von ihm verfaßten Beiträge des Griechenland-Logbuches dar. Die Karawane hat ihm viel zu verdanken. Über sein Wirken schreibt einer seiner Freunde, Professor Lang-Lendorff:*

In den letzten Junitagen dieses Jahres ist Alfred Gromer gestorben. Auf dem von üppigen Sommerblumen prangenden Dorffriedhof von Rüppurr nahm die große Schar seiner Freunde, wie er es wohl selbst gewünscht hatte, wortlos und darum umso ergriffener von ihm Abschied. Hinter denen, die den blütengeschmückten Sarg umstanden, wurden — freilich nur den Kundigen bewußt — jene Hunderte von Menschen sichtbar, die Alfred Gromer in den zurückliegenden 20 Jahren als begeistert-begeisternder Karawane-Mentor durch die Schönheiten der griechischen Welt geführt hatte.
Denn Alfred Gromer war einer der Ersten gewesen, die sich, dem Anruf von Dr. Kurt Albrecht folgend, bereit fanden, alle jene, die nach der durch den 2. Weltkrieg bedingten Abgeschlossenheit ihre Griechenlandsehnsucht glaubten stillen zu können, sachkundiger Führer zu sein. Dabei hat er es wie kaum ein anderer verstanden, den in ihm selbst lodernden Enthusiasmus auf seine Zuhörer zu übertragen. Die hierfür nötigen Kenntnisse waren ihm als dem Kunsterzieher des Karlsruher Bismarck-Gymnasiums ohnehin zu eigen. Darüber hinaus trieb ihn das Herzblut eigenen Künstlertums dazu, allem Gesehenen seine persönliche Deutung zu geben. Seine Liebe galt vor allem jenen rätselhaften archaischen Kuroi-Figuren, die, Gott und Mensch zugleich darstellend, mit ihrem scheuen Lächeln das Heraufkommen der hochklassigen griechischen Kunstperiode anzukündigen schienen. Wer Alfred Gromer je in seinem gepflegten Heim besucht hatte, wußte um sein eigenkünstlerisches Schaffen, und es ist wohl nur seiner übergroßen Bescheidenheit zuzuschreiben, daß die von ihm geschaf-

fenen Plastiken nie in einer Ausstellung einem breiteren Kreis vorgestellt wurden.
Über seinen Tod hinaus wird die pädagogisch bis heute unübertroffene Darstellung der antiken Kunst seinen Namen lebendig erhalten, ein Werk, das Tausenden von Gymnasiasten den Zugang zu den Schönheiten der griechischen Klassik ebenso wie zu den monumentalen Schöpfungen der Römer eröffnet hat. Auch die Teilnehmer der Karawane-Reisen waren Nutznießer seiner prägnanten und anschaulichen Darstellungsgabe. Stammte doch die Mehrzahl der bei allen Mitreisenden so beliebten Logbuchblätter aus seiner Feder. Einst als Vorbereitungslektüre in stillen Bordstunden gedacht, sind sie heute von Vielen dankbar gepflegter Erinnerungsbesitz.
Alfred Gromer hatte bis in seine letzten Lebensjahre im äußeren Habitus etwas Ephebenartiges an sich. Seine körperliche Lebendigkeit, sein sprühendes Temperament, der Zustand des Nie-ausgelernt-habens, vor allem aber die Gabe zur humorvollen Anekdote verhüllten dem Außenstehenden viel familiäres Leid, das zu tragen er nur an der Seite seiner tapferen Frau fähig war. Wie er das mit sich selbst abgemacht hat, wird ihm für immer die Hochachtung seiner Freunde sichern. So darf die dem Erscheinungsbild scheinbar widersprechende Aussage gewagt werden: Er hat jenes Ideal des ausgleichenden Maßes seinen Schülern und Karawanefreunden nicht nur gepredigt, er hat es selbst gelebt. Dies ihm persönlich zu sagen, ist es nun heute zu spät. Er hätte zwar lebhaft widersprochen. Innerlich gefreut aber hätte er sich sicher.

Prof. Dr. W. Lang-Lendorff

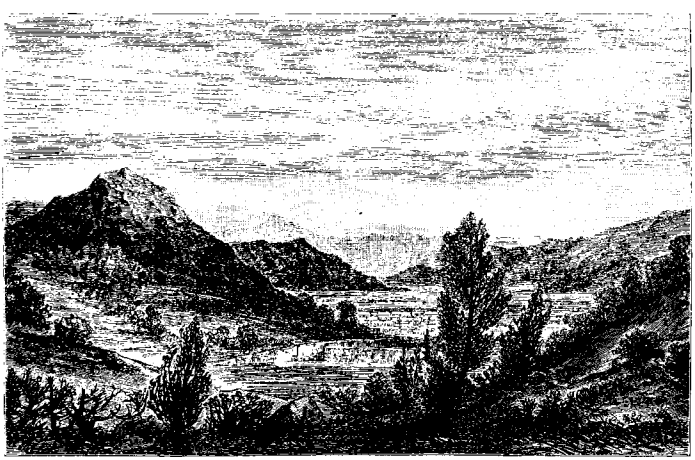
Übersichtskarte des Ägäischen Raumes.

*Moritz Edelmann*

# ZUR WELTGESCHICHTLICHEN LEISTUNG DES ANTIKEN GRIECHENTUMS

Schlußwort auf der Karawane-Kreuzfahrt „Klassisches Griechenland und die Inseln der Südägäis" vom 27. 9. bis 11. 10. 70 mit MTS „Argonaut".

Zum Abschluß einer ergebnis- und erlebnisreichen Studienfahrt in den Raum des Ägäischen Meeres ist es angebracht, einen Augenblick innezuhalten und das Geschaute zu überdenken. Da es sich bei der Fahrt im wesentlichen um den Besuch altgriechischer Kulturstätten gehandelt hat, mag es erwünscht sein, die Rückschau mit Zitaten altgriechischer Dichter und Schriftsteller auszuschmücken, so an einigen Beispielen zu verdeutlichen, wie Griechen über sich selbst und die Hauptstellen ihres kulturellen Lebens gedacht haben.
Die Fahrt erreichte ihren ersten Höhepunkt in Olympia, dem wohl bekanntesten Schauplatz altgriechischen Lebens und zugleich dem Ort, an dem sich dieses Leben mit am sinnfälligsten offenbart, — wobei wir hier darauf verzichten können, einen Vergleich zu ziehen zu dem heutigen Großunternehmen, das sich ebenfalls „Olympiade" nennt. Wir sahen, was von der berühm-



**Olympia.** (Aus: A Tour in Greece von Richard Ridley Ferrer, London 1882).

ten Stätte aus dem verhüllenden Schutt der Jahrhunderte wieder zu Tage getreten ist, wir hörten, was sich hier abgespielt hat, — und nun im ganzen gesehen: welch große Schau des Menschen und seiner selbst gewählten Aufgabe: die eigenen — körperlichen und geistigen — Anlagen und Fähigkeiten zum Höchstmaß zu entwickeln; den Grad dieser Entwicklung im „Agon", dem fairen Wettkampf mit Gleichaltrigen und Gleichgesinnten, zu überprüfen; diese Prüfung vor den Augen des gesamten Volkes zu einer allgemeingültigen Feierstunde zu gestalten; einen errungenen Sieg dem höchsten Gotte, Zeus, gleichsam als Opfer darzubringen, weil der vollendet durchgebildete Mensch das Edelste darstellt, was die Erde zu bieten hat: wenn irgendwann das Wort vom Menschen als der „Krone der Schöpfung" hat gelten dürfen, dann hat es hier in Olympia gegolten. Und es fügt sich gut in diese in archaischer und klassischer Griechenzeit gültige Schau, daß in der Altis von Olympia, im Tempel des Zeus, dem nächst dem Parthenon berühmtesten dorischen Tempel der Antike, die Zeusstatue des Pheidias gestanden hat, die, soweit wir aus den Nachbildungen schließen können, großartigste Verkörperungen von Hoheit, Würde, Güte — des Gottes, somit eines ins Erhabene gesteigerten Menschentums. Das Bildwerk wurde zu den sieben Weltwundern gezählt, von ihm ist gesagt worden, daß, wer es gesehen hätte, niemals wieder ganz unglücklich sein könnte — nur ein Hellene hat wohl solches aussprechen dürfen, ohne unglaubwürdig zu erscheinen. Wir hören eine Ode von Pindar, dem großen griechischen Lyriker, der im fünften Jahrhundert v. Chr. in Theben gelebt hat; sie ist übertragen von Hölderlin: [1]

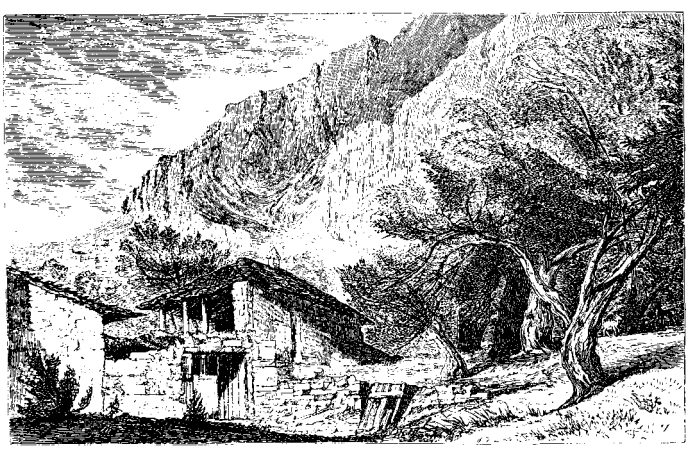
„Mutter, o du des goldgekrönten
Kampfspiels, Olympia,
Du Herrscherin der Wahrheit, wo ahnende Männer
Aus heiliger Flamme schließend,
Erfahren von Zeus, dem helle blitzenden,
Wenn etwa er hat ein Wort von Männern,
Strebend nach großen
Tugenden im Gemüt zu empfangen
Und der Mühen Umatmung."

Wir hören eine zweite Ode von Pindar, übertragen von Wilhelm von Humboldt: [1]

Anmerkungen siehe Seite 21.

„Weit leuchtet des Olympischen
Kampfes Ruhm, da wo in Pelops
Rennbahn der Füße Schnelligkeit
Wetteifernd kämpft, und die Reife
Arbeitseliger Stärke.
Aber dem Sieger umkränzt mit
Heiterer Wonne die Palme
Der Tage Überrest. Dieser nimmer
Weichende Schmuck ist das Höchste,
Was irgendeinen Sterblichen krönt. Mir
Aber geziemt es, jenem
In äolischer Weise
Rossepreisende Siegeshymnen
Schön zum Kranze zu flechten."

Wir waren in Delphi, der bedeutendsten Orakelstätte der Antike. Wir sahen auch hier den Ort, der — wie Olympia — Jahrhunderte hindurch verschollen war, erst wieder aufgefunden werden mußte und, vom Schutt befreit, noch als Ruine ergreift. Wir besuchten die Stätte des Orakels, den Kastalischen Quell, die Schatz-



**Delphi.** (Aus: A Tour in Greece von Richard Ridley Ferrer, London 1882).

häuser, die geretteten Kostbarkeiten im Museum — und nun auch hier im großen gesehen: welch überragende menschliche Leistung der delphischen Priesterschaft. Diese Priester haben keine politische Macht hinter sich gehabt; sie waren nicht Diener einer dämonischen Gottheit, deren Grausamkeit durch blutige

Opfer besänftigt werden mußte, wie wir das aus Karthago wissen; sie vertraten auch nicht ein Dogma, dessen Verheißungen allein durch ihre Vermittlung erlangt werden konnten. Diesen Priestern stand, um sich und ihre Verkündigungen durchzusetzen, allein die Kraft eines überlegenen Geistes zu Gebote, und mit dieser Kraft haben sie eine Autorität geschaffen, die über die Länder und Zeiten gestrahlt hat. Die Orakelsprüche Delphis haben gegolten von Massalia — wir sahen die Fundamente seines Schatzhauses in der Marmaria — bis zum Kaukasus, von der Krim bis Kyrene und darüber hinaus zu fremden, „barbarischen" Völkern. Das senatorische Rom hat sich seine Entschlüsse mehr als einmal in Delphi bestätigen lassen; seine dafür gestifteten Weihegeschenke wurden in ebendem Schatzhaus der Massalioten aufgestellt. Unsere Fahrt führte uns ins Innere Kleinasiens, nach Sardeis, der Hauptstadt des Lyderkönigs Kroisos — er ist der bekannteste, aber nicht einzige der „Barbarenherrscher", die in Delphi um Rat gefragt haben.

Mit der größte Ruhm dieser klugen Priester aber besteht darin, daß sie nicht darnach getrachtet haben, ihr Volk geistig zu bevormunden und zu beherrschen, sondern es zu führen und zu erziehen. Dafür sprechen die im Tempel aufgezeichneten Sprüche: Μηδεπ ϑυγαν „Medèn ágan", „Nichts im Übermaß" und ebenso Γνῶτι ἀυτοη „Gnoti sautòn", „Erkenne dich selbst"; dafür spricht der Schluß von Aischylos' Orestie, wo der von der Blutrache gehetzte Orestes vom delphischen Orakel an den Areopag, den höchsten Gerichtshof in Athen, verwiesen wird, wo er seine Schuld sühnen könne; schließlich sind die frühesten Gedanken über eine humane Kriegführung im Sinne einer allgemein verbindlichen Achtung vor dem Menschlichen in Delphi ausgesprochen worden. Wir hören Verse des Euripides, übertragen von Minckwitz: [1]

„Sein Strahlengespann lenkt Helios dort
Helleuchtend bereits an dem Himmel herauf,
Und das Sternheer flieht vor der lodernden Glut
In die heilige Nacht;
Des erwachenden Tags weltfreuenden Kuß,
Ihn empfangen bereits des Parnassosgebirgs
Lichtstrahlende flammige Häupter.
Schon fliegt zu dem Dach des Apollon der Rauch
Von der Myrrhe hinan;
Auf heiligen Stuhls Dreifuß auch sitzt
Die Prophetin und singt dem hellenischen Volk
Die erhabenen Sprüche des Phoibos.

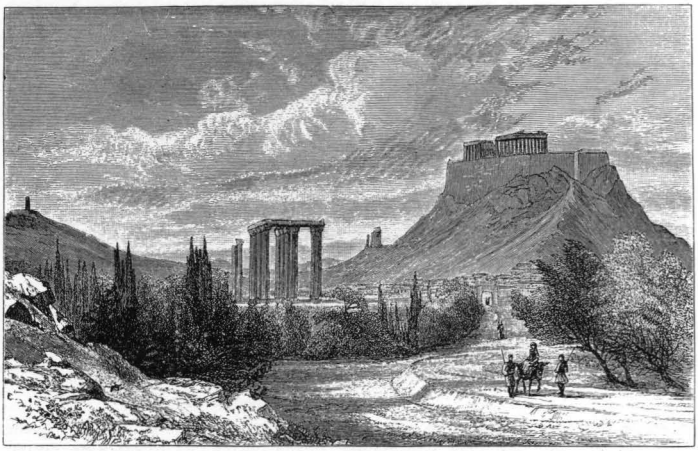
Auf, Diener Apolls an dem Delpheraltar,
Brecht auf alsbald zu der silbernen Flut
Des kastalischen Quells, und sobald ihr den Leib
In des reinen Kristalls tauperligem Schaum
Gebadet, so eilt in den Tempel zurück:
Dort hütet den Mund andächtig, um stets
Heilkündenden Worts heiltönigen Schall
Den Befragern des Gotts
Mit geziemender Lippe zu künden."

Wir kamen nach Delos und vernahmen den ansprechenden Mythos von der Geburt der göttlichen Zwillingskinder Apollon und Artemis: die hochschwangere Leto irrt durch die Lande und findet keinen Ort, an dem sie ihre Kinder bekommen kann. Die eifersüchtige Hera hat allem festen Land verboten, die Geliebte ihres ewig untreuen Gemahls Zeus aufzunehmen. Da erbarmt sich Poseidon und läßt das bis dahin schwimmende Delos, das nicht unter das Verbot gefallen ist, landfest werden, und so kann Leto hier ihre Götterkinder gebären. Die Insel wird zum weitberühmten Heiligtum, im Zuge der geschichtlichen Entwicklung eine Zeitlang politischer Mittelpunkt des delisch-attischen Seebundes. Sie ist in hellenistischer Zeit vielbesuchte Handelsmetropole der Ägäis, bewohnt damals vor allem von Lateinern. Das löst den Angriff des pontischen Königs Mithradates in seinem Kampf gegen Rom aus, dabei werden Stadt und Heiligtum durch eine ebenso grausame wie sinnlose Zerstörung für immer ver-

**Luftbild der Insel Delos.** Man erkennt den kreisrunden heiligen Teich, davor befindet sich die berühmte Löwenallee, rechts davon das rechteckige Forum der Italiker. In der Mitte beim Hafen der Bezirk des Apolloheiligtums. Über dem Theater erhebt sich der Berg Kynthos.

nichtet. Wir hören eine der schönsten Oden Pindars, übertragen von Wilamowitz-Möllendorf[1]):

„Gottgegründete, ich grüße dich.
Letos, der lockengeschmückten, Kindern
Blühst du als Lieblingsblume,
Meerestochter,
Nimmer bebendes Wunder des Erdengartens.
Delos nennen die Sterblichen dich;
Doch vom Olympos die Götter
Weithin schimmernden Stern in der Bläue der Erde.
Einstmals trieb sie im Strudel der Wogen,
In aller Ströme Wirbel,
Bis sie die Tochter des Koios, gescheucht von der Wehen
Drängender letzter Stunde, betrat.
Da entstrebten der Veste des Erdengrundes
Grad empor
Wachsend und mit den Knäufen das Felseneiland stützend
Vier stahlfüßige Pfeiler.
Und genesend erblickte die Mutter
Ihrer himmlischen Zwillingskinder
Götterpracht."



**Athen.** Die Akropolis und der Tempel des olympischen Zeus (aus: A Tour in Greece von Richard Ridley Ferrer, London 1882)

Und wir waren in Athen, wir standen auf der Akropolis, der Stätte des Abendlandes, von der die stärksten geistigen Impulse ausgegangen sind, die seine Kultur überhaupt erfahren hat. Wir hören Verse des Euripides, übertragen von Wilamowitz-Möllendorff: [1]

„Gesegnet von alters, Erechtheus' Volk,
Der seligen Götter erlauchtes Geschlecht.
Euch spendet der Boden der heiligen Flur,
Der nimmer versehrte,
Erhabener Wissenschaft geistiges Brot.
Die Luft ist so leicht, und der Himmel so hell,
Da wandelt sich's wohlig.
Wo lieblich murmelnd Kephisos rinnt,
Da schöpft Aphrodite erfrischendes Naß.
Das tragen die Winde so lind und so lau
Weit über die Gärten.
Es hören die Rosen zu blühen nicht auf,
Und die Göttin bricht sich das frischeste Reis
Zu duftigem Kranze.
Und der Wissenschaft schickt zum Geleite sie Kunst
Und Anmut und Streben und Sehnen; da lernt
Das Höchste zu leisten der Mensch."

Aber wir sind auch durch griechisches Land gefahren, durch Festland und Inselwelt, und wenn es auch beginnender Herbst war, ohne die fast verwirrende Blütenpracht des Frühlings, wie sie etwa auf Delos den Besucher entzückt: wir bekamen dennoch eine Ahnung von der Schönheit dieser Landschaft, von ihrer Lichtfülle, von der Homer, bezogen auf attisches Land, hat sagen können, daß die Göttin Athene denen, die sich ihrem Land nähern, gleichsam einen Schleier von den Augen nehme, damit das Sonnenlicht noch leuchtender werde. Die Schönheit ihrer Landschaft ist von griechischen Dichtern viel besungen worden, für alle Jahres- wie Tageszeiten; bekannt sind vor allem die Verse über die heißen Stunden, die Mittagszeit, in der der „große Pan schläft". Von Pan, dem Gott der ewig zeugenden, vergehenden und wieder erstehenden Natur, gibt es eine der eigenartigsten Erzählungen altgriechischer Literatur; sie wird von Plutarchos überliefert, dem wir die Lebensbeschreibungen der großen Griechen und Römer verdanken. Er hat als Oberpriester von Delphi sein Leben beschlossen; wir sahen im dortigen Museum den Gedenkstein, den seine Landsleute ihm gesetzt haben. Die Erzählung spielt bei den kleinen Inseln Paxos und Antipaxos nördlich

von Korfu, an denen man bei der Fahrt von und nach Hellas vorbeifährt. Es wird ein Erlebnis berichtet, das ein Grieche namens Epitherses hat, der eine Reise nach Italien unternimmt; es soll sich im ersten Jahrhundert n. Chr. zugetragen haben: [1]

„Dieser Epitherses, ein Lehrer der Philologie, wollte einstmals, wie er erzählte, nach Italien reisen und begab sich zu dem Ende auf ein Schiff, welches außer einer Menge Kaufmannswaren noch viele Reisende an Bord hatte. Gegen Abend, da sie auf der Höhe der Echinadischen Inseln waren, bekamen sie eine gänzliche Windstille, und das Schiff wurde von den Strömen bis nah an die Inseln Paxoi getrieben. Die meisten im Schiffe waren noch munter, und viele saßen nach dem Abendessen noch beim Trunke, als man auf einmal von der Küste jener Inseln her eine Stimme hörte, die „Thamus" rief, so laut, daß sich alle darüber verwunderten. Dieser Thamus war ein Ägypter und Steuermann des Schiffes, aber nur wenige kannten ihn dem Namen nach. Auf zweimaliges Rufen schwieg derselbe stille; beim drittenmal antwortete er, worauf denn der Rufende mit angestrengter Stimme sagte: „Wenn du auf die Höhe von Palodes kommst, so verkündige, daß der große Pan gestorben ist". Alle, die dies hörten, erschraken darüber und überlegten untereinander, ob man diesen Auftrag ausrichten oder sich lieber gar nicht damit befassen sollte. Thamus erklärte jedoch, daß er, wenn in dieser Gegend der Wind ginge, stillschweigend vorbeifahren, wenn es aber Windstille und spiegelnde See sein würde, das, was er jetzt gehört, verkündigen wolle. Wie nun das Schiff auf die Höhe des Palodes kam und Wind und Meer daselbst ungemein ruhig waren, rief Thamus vom Heck des Schiffes nach dem Lande hin, wie er es vernommen hatte: „Der große Pan ist gestorben". Kaum hatte er diese Worte geendigt, als sich am Ufer ein lautes, mit Verwunderung vermischtes Seufzen, nicht etwa nur von einer einzigen, sondern von sehr vielen Personen hören ließ."

Es ist viel gerätselt worden über diese irgendwie erregende Erzählung; man will herausgefunden haben, daß es sich um einen Bericht über einen örtlichen Kult handelt, wie sie vom Vergehen und Werden der Natur auch anderswo bekannt sind. Aber es will scheinen, daß aus den Worten, die der welterfahrene, weitgereiste Erzähler Plutarch niedergeschrieben hat, etwas wie eine Vorahnung herausklingt vom Untergang der alten Götter, damit des Unterganges der alten Welt, wie er wirklich eingetreten ist: die altberühmten Städte verfielen oder wurden zerstört, die Reiche gingen unter, die Gymnasien, Theater, Philosophenschulen verödeten, die Tempel und ihre Gottheiten verloren ihre Bedeutung

und fielen schließlich der Vergessenheit anheim. Wie ein Abgesang mutet einer der letzten Sprüche an, der von Delphi ausgegangen ist: der zweite Nachfolger Konstantins des Großen, Julian Apostata, hat, wie bekannt, gegen das Christentum die alten Götter und ihre Verehrung wieder einführen wollen, auch in Delphi; darüber wird folgendes berichtet[1]: „Es schickte also Kaiser Julian Apostata den Arzt und Quästor Oribasios nach Delphi, um das Orakel im Tempel des Apoll wieder zu beleben. Als er nun dorthin gelangt war und sein Werk in Angriff genommen hatte, erhielt er vom Gotte folgenden Orakelspruch:

„Sagt es dem Herrscher: zerstört ist die kunstgesegnete Stätte;
Phoibos hat kein Heim mehr und keinen prophetischen Lorbeer;
Nicht mehr dient ihm die Quelle, verstummt ist das murmelnde Wasser".

Über das weltgeschichtlich schwer faßbare Phänomen des „Untergangs der Antike" ist viel geschrieben worden. Hier ist nicht der Ort, auch nur eine der darüber aufgestellten Hypothesen zu erörtern; uns soll das ebenso erstaunliche Phänomen beschäftigen, daß wohl die äußere Welt verging, daß der griechische Geist aber, der diese Welt erfüllt hatte, am Leben blieb. Hellenisches Geistesgut befruchtete die ihm an sich fremde Gedankenwelt des Islam, formte die das Abendland in Besitz nehmenden Kräfte und gab im Laufe der Entwicklung mehr als einmal die nachhaltigsten Anstöße, wenn eben dieses Abendland in seiner geistigen Kraft zu erlahmen drohte.
Soweit wir in die Weltgeschichte blicken, ist dieses Geschehen einmalig. Die Leistung des antiken Griechentums, auf nahezu allen Gebieten des wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen, wirtschaftlichen, technischen Lebens grundlegende Werke geschaffen, Maßstäbe gesetzt, Gesetze erkannt und formuliert, damit ein geistiges Gebäude errichtet zu haben, das im Laufe der Entwicklung erweitert, aber in seinen Grundlagen nie gestürzt oder neu geschaffen zu werden brauchte, diese Leistung ist ohne Vergleich, allenfalls mit der Ausstrahlung des „Volkes der Mitte" im fernen Osten, der Chinesen, in Parallele zu setzen.
Dabei ist eines herauszustellen: die Leistung der Griechen ist eine rein geistige gewesen — ein tröstlicher Gedanke, daß es das gegeben hat. Die Griechen haben, wie es schon von der delphischen Priesterschaft zu sagen war, aufs ganze gesehen, keine politische Macht hinter sich gehabt. Sie haben ihre Ideen und Lehren nicht mit Feuer und Schwert vorangetragen, wie es die Araber mit der Lehre Mohammeds getan haben, oder wie moderne „Heilsbotschaften" mit Panzern andern Völkern aufgezwungen werden.

Die Griechen sind auch nicht predigend und missionierend ausgezogen, um Völker zu „bekehren", und sie haben keine fremden Kulturen übermachtet und vernichtet, wie es den Maya- und Inkavölkern in Mittel- und Südamerika ergangen ist. Die Griechen haben, um es vereinfacht auszudrücken, ihre Welt gebracht und mitgeteilt; sie haben gedichtet und gedacht, gebaut und gebildet, das aber auf so überlegene Weise, daß ihre Schöpfungen übernommen und vorherrschend wurden. Es ist eine lockende Aufgabe nachzuspüren, wie weit dieser geistige Einfluß sich ausgebreitet hat, aber es ist ebenso lohnend, der Frage nachzugehen, worin diese weltweite Wirkung ihren tieferen Grund haben mag. Eine umfassende Antwort darauf wird nicht leicht sein und ist hier nicht möglich; einige Gedanken bieten sich wie von selbst an: Keine Kultur auf der ganzen Erde hat wie die griechische den Menschen in den Mittelpunkt ihres Denkens und Gestaltens gestellt. Das oft mißverstandene Wort: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge" hat hier seinen klärenden Sinn. Menschliches Denken, Empfinden, Handeln ist fast alleiniges Gestaltungsproblem in den großen griechischen Dichtungen; die Darstellung menschlicher Erscheinungen in jeder Form ist das vorherrschende Motiv in der bildenden Kunst, bei Bildhauern und Malern, soweit wir es hier an dem Erhaltenen erkennen können, wie es aber in den verwandten Darstellungen der Vasenmalerei zutage tritt; über den Menschen und seine Stellung im Weltganzen ist von griechischen Philosophen Entscheidendes gesagt worden; und schließlich ist die olympische Götterwelt, wie sie uns zuerst bei Homer entgegentritt, eine, wie man sagen könnte, ins Übermenschliche gehobene, faszinierend durchkomponierte menschliche Großfamilie.

Das Entscheidende daran ist, nicht daß es, sondern wie es geschehen ist. Die Griechen haben das Allgemein-Menschliche, sozusagen „den Menschen" erst entdeckt, dabei zugleich und sogleich ihn erfaßt in seiner ganzen Wesensart, in seinen Höhen wie in seinen Tiefen, in der Größe wie der Niederung, den Gott wie den Dämon. Sie haben sich zu dem Allgemein-Menschlichen jederzeit bekannt, den Menschen in dieser seiner Wesensart bejaht, ihn aber herausgehoben über sich selbst und ihm die Aufgabe gestellt, er selbst zu sein beziehungsweise zu werden. Das Wort „humanitas" ist von den Römern geprägt, von den Griechen mit Inhalt erfüllt worden, — und vielleicht ist dieses Vermächtnis das Größte, was die Griechen der Nachwelt geschenkt haben. So ist es auch stets erkannt und weitergegeben worden: wenn der umfassendste Geist, den das spätere Abendland gesehen hat, wenn Goethe seine Iphigenie sagen läßt: „alle menschlichen Gebrechen

**Athen.** Blick auf die Akropolis von der Pnyx aus (aus: A Tour in Greece von Richard Ridley Ferrer, London 1882).

sühnet reine Menschlichkeit", wenn er im west-östlichen Diwan das Wort ausspricht von der Persönlichkeit als dem „höchsten Glück der Erdenkinder", dann ist das zu Ende gedachtes griechisches Denken.

Ein Zweites, das von jeher zur immer wiederholten Beschäftigung mit und Bewunderung vor der griechischen Welt angeregt hat, ist die geradezu funkelnde Vielfalt griechischen Denkens und Gestaltens gewesen. Die Phantasie-Begabung griechischer Denker, Dichter, Bildner wird — um einfache, leicht zugängliche Beispiele anzuführen und nicht den ganzen Reichtum griechischer Geisteswelt zu beschwören — jedem offenbar, der sich mit der griechischen Mythologie befaßt, in der nahezu jeder Einzelmythos in manchmal kaum übersehbare Verästelungen verzweigt wird. Einen gleichen Eindruck bekommt der Besucher, der die Fülle griechischer Vasen in griechischen Museen studiert; er bekommt ihn ebenso, wenn er griechische Grabstelen betrachtet, auf denen in immer gewandelter, immer wieder ergreifender Form der Abschied von einem dahingehenden Freund oder Anverwandten dargestellt wird. Dazu ist diese Vielfalt von einer Intensität des Denkens und Erfassens gekrönt, die in Wahrheit letzte Möglichkeiten ausschöpft. Der griechische Denker gehorcht stets nur einem Gesetz, dem der Wahrheit, der griechische Künstler dem Rufe der Schönheit, wie er sie sieht. Die Griechen sind die ersten gewesen, die diese für die freie Welt bis heute gültigen Grundsätze erkannt, ausgesprochen und in die Wirklichkeit umgesetzt haben. Die Kunst- und Kulturhistoriker aller europäischen

Völker haben uns gezeigt, wie die Anwendung dieser Gesetze gemäß dem steten Wandel menschlichen Lebens mit den Zeitläuften sich mitgewandelt hat. Aufschlußreich ist es, sich den Vorgang dieses geistigen Geschehens in der Wirklichkeit vorzustellen. Jede größere, in einer Gemeinschaft, etwa einem Volkskörper, erwachsende Kulturleistung wird von einer ganzen Anzahl Schaffender getragen, deren Gliederung man sich immer in Form einer Pyramide vergegenwärtigt hat: an der Spitze die großen Bahnbrecher, die genialen Einzelnen, die ihre Ideen und Schöpfungen weitergeben an einen Kreis Nachgeordneter, die ihrerseits wiederum einen breiteren Kreis befruchten. Wir kennen zumeist nur die überragenden Persönlichkeiten: Platon und Aristoteles, Homer und die Tragiker, Herodot und Thukydides, Pheidias und Polykleitos, Eratosthenes und Archimedes, um Beispiele zu nennen. Wie groß und umfassend muß die Zahl der nachschaffenden, weitergebenden Gelehrten, Schriftsteller, Künstler und Kunsthandwerker gewesen sein!

Und heute? Wer heute zur geschichtlichen Leistung des Griechentums spricht oder über sie schreibt, kann nicht an der Frage vorübergehen: was bedeutet das Wissen um sie der heutigen Welt, was könnte es bedeuten? Einer Welt, die in breiten Kreisen ahistorisch eingestellt ist, jede geschichtliche Überlieferung als Ballast ansieht und ablehnt! Und die Frage ist weiter zu fassen: was gibt die altgriechische Kultur dem Kreis der Wohlmeinenden, die eine Traditionsverlästerung ihrerseits ablehnen und durchaus bereit sind, griechische Wissenschaft, Literatur und Kunst anzuerkennen, ihre Zeugen zu besuchen und zu bewundern? Dabei ist es unnötig und nicht angängig, einen Vergleich mit den Blütezeiten humanistischen Denkens, der Renaissance, dem Neuhumanismus, dem deutschen Idealismus zu ziehen. Nicht erst unsere Zeit steht dem Griechentum weit kritischer gegenüber als jene Epochen schrankenloser Bewunderung; diese Kritik dürfte heute noch stärker geworden sein, noch mehr die Schwächen — vor allem das politische Versagen — neben den Vorzügen beachten. Es ist nicht nötig, Gründe hierfür aufzuzeigen.

Für den Versuch, zu den genannten Fragen Stellung zu nehmen, empfielt es sich, nicht vom Griechentum schlechthin zu sprechen, sondern zwei Zeitalter der griechischen Entwicklung auf ihre mögliche Auswirkung zu unterscheiden, das archaisch-klassische und das des Hellenismus und der von ihm geistig geprägten römischen Kaiserzeit. Das archaisch-klassische Griechentum wird, wem es sich erschlossen hat, auch heute den Höhepunkt menschlich geistiger Schöpferkraft bedeuten, und er wird dankbar sein, daß diese Welt ihm aufgegangen ist. Aber es ist kaum zu übersehen,

daß die Zahl dieser „verspäteten Philhellenen“ zunehmend dahinschwindet. Dagegen ist mit einer gewissen Genugtuung festzustellen, daß es eine steigende Anzahl von Freunden und Bewunderern griechischen Kulturgutes gibt, deren Einstellung eine ernstzunehmende und erfreuende Tatsache darstellt, wenn auch — mit einem leisen Sichbescheiden — die Frage nicht zu unterdrücken ist: erscheint nicht doch das archaisch-klassische Griechentum wie eine ferne Gralsburg, „unnahbar unsern Schritten“? Ist der Abstand der Zeiten und ihres Gefüges nicht doch zu groß, um die noch gültigen Werte sich zu eigen machen? Ist es heute noch möglich, — wie Goethe es formuliert hat — „ein Grieche zu sein?“

Mit ganz anderen Augen dagegen könnte und sollte die Zeit angesehen werden, die wir den Hellenismus nennen, deren Kultur die große römische Kaiserzeit entscheidend mitgeprägt hat. Der Vergleich dieser großartigen Welt, wohl der bedeutendsten politischen Schöpfung des Abendlandes überhaupt, mit der heutigen bietet so viele Parallelen, daß es lohnt, ihnen nachzugehen: ein Weltreich, das nicht die Ausmaße heutiger Superstaaten erreicht, aber umfaßt oder einbezieht, was als Kulturvolk damals angesprochen werden kann; eine Weltkultur, die sich zunehmend vereinheitlicht und jedem zugänglich ist, der daran Anteil haben will; zwei Weltsprachen, die zumeist beide dem Gebildeten geläufig sind, damit jede übernationale Verständigung selbstverständlich machen, das Lateinische im Westen, Griechische im Osten; eine Weltwirtschaft, die erfaßt, was an Gütern im eigenen und — bis zum fernen Osten — erreichbaren Kreise zugänglich ist; ein Verkehr, der nicht im heutigen Zeitraffertempo sich überschlägt, aber in zureichendem Maße den öffentlichen und privaten Belangen — einschließlich einer entwickelten Touristik — gerecht wird; eine Technik, die immer mehr Allgemeingut wird und die Aufgaben meistert, die ihrer Zeit gestellt sind; ein Gesellschaftsgefüge, ein Aufbau des Siedlungswesens mit tonangebenden weltstädtischen Mittelpunkten: Trier, Mailand, Rom, Syrakus, Karthago, Ephesos, Antiocheia, Alexandreia, dazu einer Vielfalt von Mittel- und Kleinstädten, die den Großen im Gehaben nacheifern — wobei für den sozialen Aufbau einzuflechten ist, daß die Antike die Sklaverei kennt; eine vergleichende Untersuchung würde gewiß auch hier aufschlußreiche Parallelen aufzeigen können. Ein besonderes Interesse muß dazu die Gegenüberstellung des breiten öffentlichen Lebens wecken, ein Gebiet, das zu streifen, hier zu weit führen müßte. Ein Hinweis: im Bilde jenes, wie in modernen Brennpunkten quirlenden Lebens fehlen die Gammler nicht; es sind die Kyniker, die „Hunde“,

wie sie genannt werden, die wie ihre heutigen Nachfahren von ihrem geistigen Anherrn Diogenes wohl das äußere Gebaren, den Schmutz, aber nicht den skurrilen Geist übernahmen.[2]
Aus der Schau unseres Themas stellt sich nun die Frage: wie hat sich das Griechentum im Mutterlande, wie hat überlieferte griechische Geisteshaltung sich gegenüber diesem nivellierenden, immer stärker dem Genuß und Überfluß zugewandten Lebenszuschnitt behauptet? Die Frage ist oft untersucht worden: es hat Griechen genug gegeben, die sich den Eroberern würdelos an den Hals geworfen haben, wie es bei übermachteten Völkern aller Zeiten geschehen ist; es ist auch sonst das geistige Proletariat und haltlose Schmarotzertum der „Graeculi" angeprangert worden. Aber demgegenüber wird und ist mit Genugtuung anerkannt, daß viele Griechen in ererbter Einfachheit und überlegener Eigenständigkeit ihr Leben gestaltet haben. Als berühmtes Beispiel gilt der schon genannte Plutarch, der in der Schlichtheit seiner Geburtsstadt Chaironeia in Böotien bleibt und, wie erwähnt, schließlich zum Oberpriester von Delphi gewählt wird.
Jede Darstellung dieser Zeit — es sei im Rahmen eines solchen kurzen Abrisses erlaubt, Hellenismus und römische Kaiserzeit als Ganzes zu fassen, obwohl zwischen beiden Epochen sonst deutlich zu unterscheiden ist — hat dann aber die letzte große Geistestat des antiken Griechentums herauszuheben; das mittelalterliche Griechentum des byzantinischen Reiches gehört nicht mehr in unser Thema. Das hellenistische Zeitalter erlebt die großartigen philosophischen Lehrgebäude der Platoniker, Peripatetiker, Stoiker, Epikureer, es ist die Blütezeit der Philosophenschulen, vor allem in Athen und Rhodos, und das ist ihre welthistorische Bedeutung: sie haben, vornehmlich die Stoiker, der Führungsschicht des nach der Weltherrschaft greifenden Rom das politische Ethos und Verantwortungsbewußtsein übermittelt, zum mindesten gestärkt, ohne das die Organisation und Führung des Riesenreiches auf die Dauer überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Auch hier und besonders hier ist wiederum die große menschliche Überlegenheit anzuerkennen: Angehörigen eines überwundenen Volkes stehen die künftigen „Herren der Welt", die Sprossen der senatorischen Romfamilien gegenüber, Nachkommen der Männer, die dem Gesandten des Epirotenkönigs Pyrrhos wie eine Versammlung von Königen erschienen. Wie groß die Autorität der Philosophen bei ihren hochadligen Hörern gewesen ist, bezeugt eine Episode, die von dem großen Pompejus, dem Gegner Cäsars, überliefert wird: er kommt auf der Rückkehr vom siegreichen Feldzug gegen Mithradates durch Rhodos und benutzt seinen Aufenthalt, um seinen alten Lehrer Poseido-

nios zu besuchen, der dort, schon kränklich und hinfällig, seinen Lebensabend verbringt. Pompejus verbietet dem Liktor an die Türe des einfachen Hauses zu klopfen, und der siegreiche Imperator läßt vor dem greisen Gelehrten die Fasces, die Zeichen römischer Weltmacht, senken, „eine für einen Nichtrömer unerhörte Ehre“[3]

Die Lehren der großen Philosopenschulen haben bis weit in die römische Kaiserzeit hinein ihre Geltung behalten. Berühmtester Vertreter gerade stoischer Weltanschauung ist der „Philosoph auf dem Cäsarenthron" Kaiser Marc Aurel, der im Feldlager an der Donaufront seine Meditationen dazu niederschreibt. Die Stoiker erkennen einen allumfassenden Kosmos und darin eine Weltharmonie, der sich der „Weise" bewußt zu sein hat. Sein einziges Gut, nach dem er zu leben und zu streben hat, bildet die Tugend in ihren vielfältigen Ausprägungen; sie gebietet ihm, seinen Platz in der Gemeinschaft zu suchen und ihr zu dienen. Die Genüsse dieser Welt werden nicht verachtet, wie es die Kyniker taten; aber sie sind ἀδιάφορα „Adiáphora“, keine lebensentscheidenden Dinge. Es ist darauf hingewiesen worden, daß diese Lehren in ihrer Strenge, mit der Forderung nach Selbsterziehung und Dienst an der Gemeinschaft richtungsweisend für nicht wenige führende Staatsmänner der europäischen Neuzeit, vor allem seit der Aufklärung geworden sind. Berühmtestes Beispiel ist hier der „Philosoph von Sanssouci“, Friedrich der Große, der für sein weitgespanntes Lebenswerk aus griechischer Philosophie und den Schriften Marc Aurels immer wieder die Bestätigung schöpft. Wenn Goethe uns die Humanitas des klassischen Hellas vollendet vor Augen stellt, dann ist von der Weltschau und dem Ethos der Stoiker der Weg nicht weit zum kategorischen Imperativ Immanuel Kants und zu seinem berühmten Ausspruch, dessen Worte auf der Bronzetafel standen, die an der Außenmauer des heute zerstörten Königsberger Ordensschlosses hing, dem Spruch von den zwei Dingen, die ihn mit steigender Bewunderung erfüllen: „der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir“. Die Menschheit ist heute dabei, mit immer genialeren Methoden den gestirnten Himmel zu entschleiern; ihr Schicksal wird davon abhängen, ob mit derselben Intensität das moralische Gesetz im Denken aller Entscheidenden zur unabdingbaren Herrschaft gelangt.

**Anmerkungen:**

[1] Die Zitate sind entnommen dem Buch von Georg von Reutern „Hellas“, Heimeran-Verlag München.

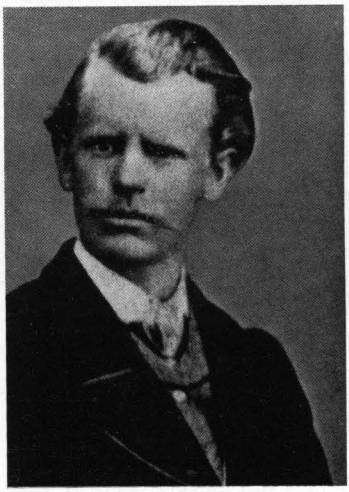
[2] Siehe hierzu Eduard Schwartz „Charakterköpfe aus der Antike“, K. F. Koehler Verlag Stuttgart, auf dessen ausgezeichnete Darstellung hier Bezug genommen ist.

[3] Eduard Schwartz a.a.O.

*Felix M. Schoeller*

# ÜBER DIE AUSGRABUNGEN IN PERGAMON

Vortrag, gehalten auf der Karawane-Kreuzfahrt „Griechenland-Byzanz" vom 22. 9. bis 6. 10. 1969 mit MTS „Argonaut".



Carl Humann im Jahre 1865 (nach Schulte, s. Lit.-Anm. 3).

„Der Entdecker von Pergamon Carl Humann — ein Lebensbild", so heißt der Titel eines 1931 in zweiter Auflage erschienenen Buches[1] von Carl Schuchhardt und Theodor Wiegand. —

1839 war Carl Wilhelm Humann in Steele, einem Städtchen des Regierungsbezirks Düsseldorf, geboren worden, kam nach seiner Ausbildung auf dem Gymnasium in Essen nach Berlin, um Ingenieur zu werden, blieb dort aber nur ein Jahr — von 1860 bis 1861 —, um dann aus gesundheitlichen Gründen ein milderes Klima aufzusuchen. Das für seine Gesundheit günstigste Klima glaubte Humann im Orient finden zu können; er fuhr zuerst nach Samos, machte dort mit seinem alten Lehrer aus Berlin, Heinrich Strack, Bauuntersuchungen am Heratempel, kam dann nach Konstantinopel und gelangte auf seinen wiederholten Reisen in Kleinasien bei Vorbereitung und Ausführung von ausgedehnten Straßen- und Brückenbauten immer wieder nach Pergamon — das erste Mal im Winter 1864/65 nach einer Reise zum Nil. In den Jahren 1868—72 wohnte Humann dann als Chef-

Anmerkungen siehe Seite 47.

ingenieur und Bauunternehmer in Bergama, dem neuen Pergamon, das am Fuße der alten Akropolis liegt. —
Auf der von Friedrich Adler[2] zusammen mit Heinrich Gelzer[3] und Ernst Curtius[4] in der Zeit vom 26. Sept. bis 1. Oktober 1871 unternommenen Forschungsreise nach Pergamon (dort unter Führung Humanns, der ja, wie oben schon erwähnt, ab 1868 seinen Hauptwohnsitz in Bergama hatte) war zwar — wie der folgende Ausschnitt aus dem Reisebericht es zeigt — das Hinkommen voller Abenteuer und unvergleichbar mit einer bequemen Fahrt heutzutage, doch die Entlohnung für die Beschwerlichkeit der Reise dann auch besonders groß. In seinen „Reiseskizzen aus dem Orient", die 1872 in der „Deutschen Bauzeitung" in Berlin erschienen, weiß Friedrich Adler die Reise sehr lebendig zu schildern. Es heißt dort u. a.: „Ungleich größere Schwierigkeit bereitete die Frage der Hinreise (nachPergamon), denn für die Rückreise zu sorgen hatte Freund Humann versprochen. Man kann entweder mit der Kassabah-Eisenbahn bis Menimen fahren, dort Pferde nehmen und in einem scharfen zwölfstündigen Ritte Pergamum erreichen oder ein Dampfboot wählen, welches Aiwalü, den festländischen Hafenort gegenüber von Lesbos, berührt, um von dort aus zu Pferde in acht bis neun Stunden nach Pergamum zu gelangen. Da aber die Schiffe, welche Aiwalü anlaufen, nur alle vierzehn Tage fällig sind, bleibt es ratsamer, mit einem der großen Stambul-Dampfer bis Mytilene zu fahren, dort eine Ruderbarke, bei günstigem Winde ein Segelboot zu mieten und quer über den Golf nach Dikeli zu fahren. Von diesem kleinen, aber lebhaft aufblühenden Handelsplatze aus bedarf es dann nur eines fünf- bis sechsstündigen Rittes bis Pergamum. So praktisch, weil fast jeden Tag realisierbar, die letztgenannte Route ist, so bedenklich ist der Umstand der Überfahrt im Golfe, weil bei stürmischem Wetter, selbst bei nur konträrem Winde, diese Fahrt sechs, ja zehn und zwölf Stunden dauern und deshalb bei jähem Temperaturwechsel ein starkes klimatisches Fieber hervorrufen kann. Freund Humann hatte sehr bittere Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht und uns deshalb vor jener Route gewarnt. — Da für uns alles darauf ankam, Zeit zu sparen, kam mit den Besitzern des kleinen Küstendampfers „Sokrates" bald ein Vertrag zu Stande, in welchem sie sich — allerdings gegen einen enormen Preis, der wahrscheinlich die Gesamtunkosten der ganzen Fahrt deckte — verpflichteten, uns drei in einer Nacht nach Dikeli zu schaffen. Freund Humann wurde noch schleunigst telegraphisch von unserer Reiseroute benachrichtigt und um pünktliches Erscheinen mit Pferden und Dienern am nächsten Morgen gebeten.

Am 26. September fuhren wir nachmittags, in üblicher Weise von Freunden und Landsleuten bis zum Schiffe begleitet, an Bord mit den beiden Reedern und zwei ihrer griechischen Freunde. Nach einem gemeinsamen, sehr fröhlichen Picknick, in welchem auf Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke, auf die deutsche Wissenschaft, auf hellenische Sprache und klassische Kunst in drei Sprachen getoastet worden war und einer der Griechen, ein Kohlenhändler, im Feuer der Begeisterung mich himmelhoch ersucht hatte, bei dem bevorstehenden Eintreffen des Kanonenbootes „Delphin" ihm die Kohlenlieferung verschaffen zu wollen, legten wir, von dem dreisprachigen Wortregen in der engen Kabine halb bewußtlos geworden, uns auf die Polster, während die Griechen ihre lebhafte Unterhaltung über die im Gange befindliche Rosinensaison mit ungeschwächten Mitteln auf dem Decke fortsetzten. — Nach kurzem Halbschlummer weckte uns die Nachricht unserer Ankunft in Dikeli. Es war zwei Uhr morgens."

Soweit aus dem Bericht Friedrich Adlers. Den Rest des gerade erst begonnenen Tages verbrachten die Reisenden in einem höchst quirrligen und improvisierten Lagerplatz zwischen Kamelen und Mauleseln. Am Tage trafen dann Humann und ein Mitarbeiter, die auf die Ankunftsmeldung hin die letzte Strecke mit „eiligem Hufschlag" zurückgelegt hatten, ein; in glühender Mittagshitze begann der Ritt der Sieben (Humann, sein „Hausgenosse Huck", Adler, Curtius, Gelzer und zwei Diener) nach Bergama. Spät erst, schon in der Nacht, kamen sie an: das Ziel der Reise war erreicht. Erleichtert, froh und dazu mit voller Empfindung für das Besondere stellt Adler fest: „Wir sind mitten in Kleinasien bei lieben Landsleuten und in einem deutschen Daheim!" — Und als sie dann am folgenden Morgen sich umsehen, werden sie reichlich belohnt: „Als wir nach erquickendem Schlafe", so heißt es „am nächsten Morgen auf den vor unseren Zimmern befindlichen hölzernen Söller hinaustraten, atmeten wir mit Entzücken die reine balsamische Luft, welche die Nähe waldreicher Gebirge verkündete. Es war, als ob der stolze Gipfel der zu unserer Linken gelegenen Akropolis einen frischen Morgengruß herabsendete, um zur Besteigung einzuladen. Zur Rechten und dicht in unserer Nähe stieg die mit Rundbogenfenstern besetzte Ruine eines kolossalen Backsteinbaus empor, unter den winzigen türkischen Holzhäusern der stumm-beredte Ausdruck einer großen Vergangenheit. Geradeaus schweifte der Blick über die fruchtbare Caicus-Ebene bis zu den vom Morgennebel noch sanft verschleierten Bergketten und haftete schließlich mit Behagen auf dem von einer munteren Tierwelt belebten Hofe zu unseren Füßen. Bald waren wir, von Dienern und Arbeitern

schon erwartet, marschfertig, um unter unseres Freundes Führung zur Burg der Attaliden hinaufzusteigen. — Es ist unfraglich eine der gewaltigsten Akropolis-Anlagen, welche man sehen kann, von der Natur gleichsam zur Verteidigung geschaffen. Von Süden nach Norden gestreckt, an drei Seiten schroff abfallend und nur von der Südseite auf gewundenen Pfaden ersteigbar, erhebt sie sich zu der imposanten Höhe von über 300 m. Überall sind die natürlichen Terrassenstufen durch Abbruch künstlich schroffer gemacht oder durch Futtermauern erweitert: mehrere Verteidigungslinien liegen, von Toren und Türmen geschirmt, übereinander. Auf dem höchsten Gipfel thront im Norden die mächtige Terrasse, von welcher einst das prachtvolle Heiligtum der Stadt mit seinen weißleuchtenden Marmorsäulen weit in das Land hinausschaute. — Es ist ein weites, unter verdorrten Rasenhügeln begrabenes Trümmerfeld edler Bauanlagen, seit Jahrhunderten von den pergamenischen Steinhauern und Kalkbrennern nach Marmorquadern durchsucht und dennoch noch immer wertvolle Reste klassischer Herrlichkeit bergend."

Es folgt eine Beschreibung dessen, was so auf den ersten Blick hin zu sehen war und was auf eine — allein aus den Resten zu schließen — in den Ausmaßen besondere und dazu noch dankenswerterweise gut überlieferte Anlage schließen ließ. Aber dringend mußten die Möglichkeiten für eine größere Ausgrabung — als sie bisher Humann mit dem Einsatz bescheidener privater Mittel möglich gewesen war — geschaffen werden, bevor noch mehr Vorhandenes durch Witterungseinflüsse oder durch die Steinbearbeiter und Kalkbrenner der Umgebung zerstört werden würde. —

Im Dezember 1871[5] hatte Ernst Curtius in Berlin Gelegenheit, vor der Archäologischen Gesellschaft in seinem Reisebericht auf die besondere Bedeutung Pergamons hinzuweisen und in einem eindringlichen Appell zu größeren archäologischen Unternehmen aufzurufen. Von offizieller Seite jedoch geschah vorerst nichts, die an Pergamon Interessierten waren weiterhin auf Privatinitiative angewiesen; Humann, der weiter in Pergamon lebte, konnte einige kleinere Ausgrabungen durchführen und erste Planungen nach Deutschland vermitteln, wobei, wie er im Dezember 1871 in einem Brief mitteilte, die vergrößerte Anstrengung in seinen Arbeiten nur neue größere Anstrengungen nach sich zog. Wir heute können dankbar sein, daß die Ausgrabungsinitiative bei einem so gründlichen Mann wie Humann lag, der allerdings angesichts der immens anwachsenden Ergebnisse einmal halb seufzend, halb wohl aber auch sich dieses Wertes bewußt, äußerte: „Das neu Entdeckte muß nun alles wieder in meinen Plan.

Das hat man davon, daß man in dem gewissenhaften Deutschland geboren ist."
Im Juli 1872 scheint in Berlin das Programm für kleinasiatische Forschungen konkretere Formen annehmen zu können, wie es einem Brief von Curtius an Humann zu entnehmen ist: „Liebster Freund! Herzlichen Dank für Ihren Brief vom 20. Juli. In diesem Herbste kann ich nicht nach Kleinasien gehen; ich habe literarische Arbeiten, die mich fesseln. Es wäre sehr schön, wenn Sie zum September herkämen; dann könnten wir hier mit den maßgeblichen Persönlichkeiten alles besprechen und ein Programm für kleinasiatische Unternehmungen entwerfen. Unser Werk „Beiträge zur Geschichte und Topographie Klein-Asiens" ist ganz stattlich geworden. Die von unserm Kronprinzen Ihnen erwirkte äußere Auszeichnung wird Sie glücklich erreicht und hoffentlich nicht unangenehm berührt haben."
In einem Brief vom 17. September 1872 erfahren wir durch Curtius, daß Humann die Auszeichnung freundlich aufgenommen habe: „Es ist mir eine rechte Genugtuung", heißt es da, „daß die kleine Auszeichnung, welche wir Ihnen verschaffen konnten, Ihrerseits freundlich aufgenommen worden ist. Sie haben die ehrenvolle Mission, dem wissenschaftlichen Verkehr zwischen Deutschland und Klein-Asien Bahn zu brechen. Ihr Name ist schon in die Geschichte deutscher Forschung eingetragen; Sie haben gewiß noch Gelegenheit, weitere Erwerbungen an Kenntnissen und an Kunstwerken für Deutschland vorzubereiten."
Wichtig sind in diesem Brief die Hinweise, in denen etwas von ersten Antikenankäufen durch das Antiquarium der Königlichen Museen Berlin, dessen Direktor Ernst Curtius war, zu erfahren ist. — In einem in der englischen Zeitschrift „Graphic" [6] erschienenen Artikel, der möglicherweise ersten ausländischen Pressemeldung über Humann, heißt es: „Die Bevölkerung (Bergamas) zählt etwa 20 000, ist fleißig und kultiviert, die umgebende Landschaft gut. Unglücklicherweise hat jene aber eine Manie, klassische Überreste zu zerstören, und viele der zahlreichen Statuen und andere Bildhauereien, die im Gelände verstreut liegen, sind verstümmelt oder zum Häuserbau verwendet. Herr Humann hatte letzthin Erfolg, diesen Vandalismus zu stoppen, und jede Beschädigung von Altertümern ist jetzt streng verboten. Herr Humann hofft, von der deutschen Regierung beauftragt zu werden, zumal die Engländer mit großem Erfolg die Erforschung der Ruinen von Ephesos begonnen haben. Warum schickt die Regierung Herrn Humann keine fähigen Leute, ihm bei seinen Untersuchungen beizustehen?" [7]
Am 29. Januar 1873 finden wir in einem Brief von Curtius an

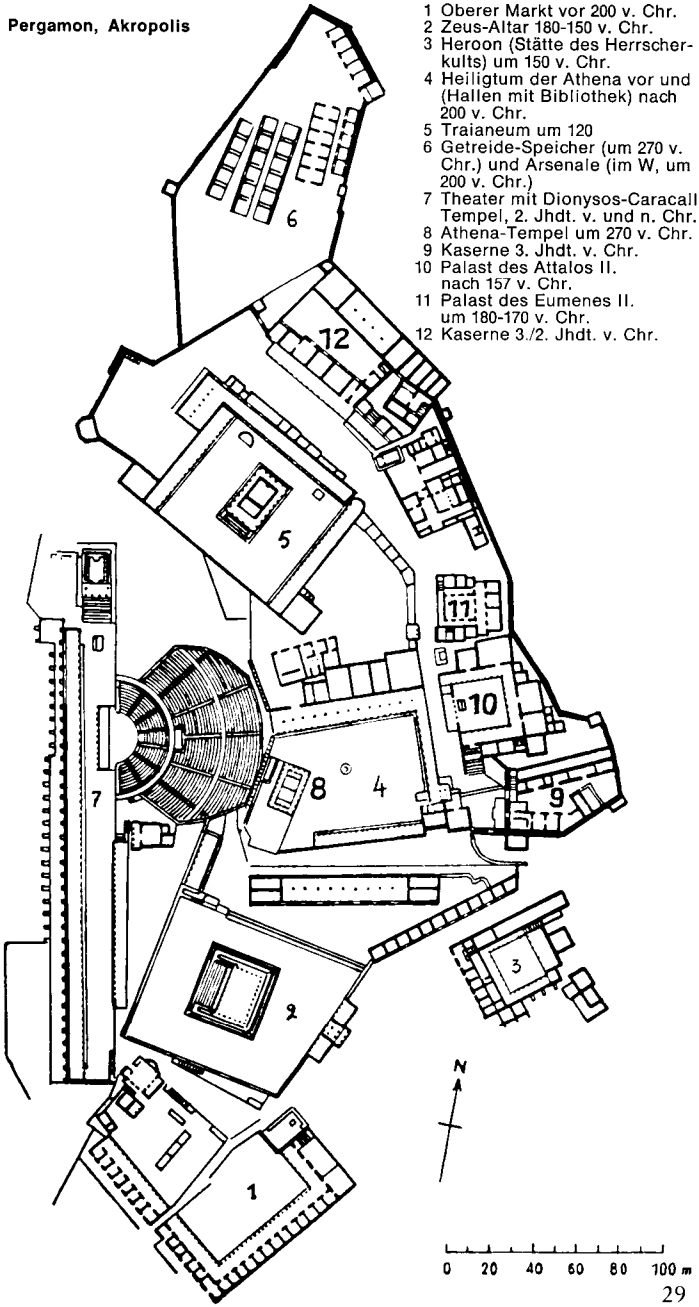
Humann zum ersten Male den Gedanken eines besonderen pergamenischen Museums geäußert, es heißt da: „Herzlichen Dank für Ihren Brief, mein teurer Freund Humann, und alle die Sorgen und Mühen, welche Sie für den Transport der pergamenischen Altertümer aufgewendet haben. Wir werden hier ein ganzes pergamenisches Museum gründen, das Ihren Namen tragen soll."

Hier finden wir also die ersten Hinweise auf die Gründung des Pergamon-Museums, das heute durch die Teilung Deutschlands und durch die Teilung Berlins uns schwerer zugänglich geworden ist, von dessen reicher Sammlung aber genauere Eindrücke und Kenntnisse bis in die letzte Zeit hinein durch zahlreiche Einzelabbildungen und zusammenfassende Publikationen vermittelt wurden. — Der sog. Große Altar (Giganten-Altar oder auch Pergamon-Altar genannt) von der Akropolis in Pergamon — das Hauptstück des Museums — war sowohl Curtius als auch Humann damals, 1873, noch nicht in Funden bekannt (d. h. schon vom Altar im Spätsommer 1872 gemachte Funde waren von Humann nicht auf den Großen Altar bezogen worden). Bald nach dem gerade erwähnten Plan von der Gründung eines pergamenischen Museums in Berlin, verschwand die genauere Untersuchung der Akropolis von Pergamon aus dem Ziel der nächsten Pläne: Curtius war bald ausschließlich bei den Ausgrabungen in Olympia beschäftigt, Humann zog von Bergama, wo sein Bauunternehmen wegen unerfüllbarer Geldforderungen zusammengebrochen war, als Zivilingenieur nach Smyrna. Hierhin, nach Smyrna, ließ er einem Versprechen von 1871 gemäß die anwachsende Privatsammlung in den Gewahrsam des deutschen Konsulats überführen. Die Stücke sollten später nach Berlin gebracht werden. Einem Verzeichnis von neun größeren Fragmenten fügte Humann im Februar 1873 Vorschläge bei, auf welche Weise sinnvoll Ausgrabungen, besonders auf der Suche nach dem großen Altar durchgeführt werden könnten.

In der Zeit vom 7. Dezember 1877 bis zum 10. September 1878 schließlich konnte Alexander Conze als Nachfolger von Curtius Humanns Beauftragung, für das Berliner Museum auf der Akropolis von Pergamon eine Suchgrabung nach dem Altarplatz vorzunehmen, von Berlin aus einleiten und unterstützen. Dazu muß noch bemerkt werden, daß schon 1873 in München der Archäologe Heinrich Brunn auf den römischen Schriftsteller Ampelius aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert hingewiesen hatte, der den Gigantenaltar von Pergamon als eines der Weltwunder pries. Aber erst fünf Jahre nach diesem Hinweis von Brunn, im Jahre 1878, sollte man auf die Verbindung einiger großer Funde

von Reliefbruchstücken mit dem Großen Altar kommen. — 1877/78, ein halbes Dutzend Jahre nach Humanns erstem Fundbericht und nach weiteren privaten Forschungen begannen die Preußischen Ausgrabungen.
In der ersten Kampagne ging es nach Humanns Beauftragung durch Conze darum, für das Berliner Museum auf der Akropolis von Pergamon eine Suchgrabung nach dem alten Altarplatz zu beginnen. Conze schrieb im Juli 1878 ausdrücklich noch einmal, daß es „um den kolossalen Altar als das eigentliche Objekt, das uns am wichtigsten wäre" gehe. Ende Juli heißt es in einem Brief Conzes an Humann wieder: „(Unser Interesse) gilt also an erster Stelle dem Kolossalaltar und seinen Überresten. Namentlich wäre auch dessen Platz wichtig zu bestimmen, selbst wenn etwa nur Fundamente herauskämen. Der Große Altar war ein Zeusaltar, stand unter freiem Himmel ohne einen speziell zu ihm gehörigen Tempel. Recht passend wäre eine Stelle auf der Höhe, wie sie die Zeuskulte, und gerade die tempellosen mehrfach inne hatten (z. B. auf dem Lykaion in Arkadien). Der olympische Altar lag freilich in der Tiefe, also zwingend nötig ist die Höhe nicht." Soweit Conze.
Daß es ein Zeusaltar sein müsse, hatte Conze einer Stelle bei Pausanias, dem Reiseschriftsteller aus dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert entnommen, der bei Gelegenheit des kolossalen Zeusaltars unter freiem Himmel in Olympia den pergamenischen Altar als Analogie erwähnt.
Am 18. September 1878 konnte Humann dann in einem Telegramm die Entdeckung des Altarplatzes mitteilen. Conze antwortete froh und überschwenglich: „Was soll ich noch von Freudebezeugung und Glückwunsch sagen, Sie glücklicher Entdecker!" Im Oktober wurde dann weiter großzügig Geld für die Grabung bewilligt; die Entdeckungen, die sich so überaus reichhaltig einstellten, machten Pergamon wieder berühmt.
Das Kultusministerium in Berlin schrieb am 16. Oktober 1878 an Bismarck von dem unerwartet großen Erfolg der Versuchsgrabungen und von der mutmaßlichen Entdeckung des Gigantenkampfaltares[8]; der König wurde benachrichtigt (19. Oktober 1878) und der Kronprinz gab 50 000 Mark aus dem königlichen Dispositionsfonds für Pergamon — ein erfreulicher und sicherlich auch aus Interesse erfolgter Einsatz der Staatsoberen für die Kultur, bei dem allerdings das Politische in Form von (wir würden heute sagen) Prestige einer Kulturnation neben dem zu erwartenden reichlichen Lohn eine Rolle spielte: Im November 1878 konnte dank der reichlichen Mittel großzügig weitergegraben werden; über die Ausfuhr der Antiken nach Berlin —

**Pergamon, Akropolis**




1 Oberer Markt vor 200 v. Chr.
2 Zeus-Altar 180-150 v. Chr.
3 Heroon (Stätte des Herrscherkults) um 150 v. Chr.
4 Heiligtum der Athena vor und (Hallen mit Bibliothek) nach 200 v. Chr.
5 Traianeum um 120
6 Getreide-Speicher (um 270 v. Chr.) und Arsenale (im W, um 200 v. Chr.)
7 Theater mit Dionysos-Caracalla-Tempel, 2. Jhdt. v. und n. Chr.
8 Athena-Tempel um 270 v. Chr.
9 Kaserne 3. Jhdt. v. Chr.
10 Palast des Attalos II. nach 157 v. Chr.
11 Palast des Eumenes II. um 180-170 v. Chr.
12 Kaserne 3./2. Jhdt. v. Chr.

und dieses machte den reichlichen Lohn aus — war man mit den türkischen Dienststellen einig geworden (u. a. lösten freiwillige Geldspenden Berlins für Kriegsflüchtige in Kleinasien die Frage). Kaiser Wilhelm bedankte sich am 13. Juni 1879 für den vollen Verzicht des Sultans auf die Funde.

Von nun an war erst einmal das Interesse für Pergamon in Berlin und da sehr wesentlich bei den Hütern der Geldquellen gesichert. In einem Brief vom 20. Juni 1879 schrieb der preußische Kultusminister Adalbert Falk an den König: „Jedenfalls darf man ohne Gefahr der Übertreibung sagen, daß mit dem Erwerb dieser Skulpturen eine epochemachende Bereicherung der Sammlungen erreicht ist, indem wir Hoffnung haben, für vereinigt zu sehen, was von einem der größten Skulpturenwerke des Altertums erhalten ist. Gehört dasselbe nicht der höchsten Blütezeit alter Kunst an, so hat es andererseits dadurch eine besondere Bedeutung, daß es die im dritten und zweiten Jahrhundert vor Christo zu hoher Entfaltung gelangte pergamenische Kunst zum ersten Male in einem sicher bezeugten und jedenfalls in ihrem ausgedehntesten und vielleicht bedeutendsten Werke zur Anschauung bringt und damit einen überraschenden Aufschluß über einen bisher noch wenig aufgeklärten Teil der griechischen Kunstgeschichte bringt. Von besonderer Bedeutung ist es, daß die Sammlung der Museen, welche sehr arm an griechischen Originalwerken waren und sich zumeist aus Arbeiten der römischen Epoche zusammensetzten, nunmehr in den Besitz eines Werkes griechischer Kunst von einer Ausdehnung gelangen, welcher etwa nur die großen Reiche der attischen und der kleinasiatischen Skulpturen des britischen Museums gleich oder nahe kommen."
Die Bedeutung der Grabung kam immer wieder in ausführlichen Zeitungsberichten zur Geltung, das Interesse für das umfangreiche Unternehmen der Aussgrabungen war außerordentlich groß. — Von besonderer Anstrengung war auch die Arbeit derer, die in Berlin die vielen zugeschickten Fragmente aneinanderzupassen versuchten. Zu diesem mühseligen und nur langsam fortschreitenden „Puzzle-Spiel" ruft man schließlich Humann im Dezember 1879 nach Berlin, kurz vor Abschluß der bis Jahresende geplanten 1. Grabungskampagne. Als Antwort auf den Einladungsbrief aus Berlin schreibt Humann: „Dann muß ich Ihnen meinen Dank aussprechen, daß Sie mich haben nach dort rufen lassen. Viel werde ich nicht nutzen können und vielleicht nur dadurch, daß ich, weil ich die ganze Gigantomachie gezeichnet habe, folglich sie auswendig gelernt habe (sit venia verbo), im Anfügen eines Teiles der 2000 Fragmente rascher

vorwärts komme als Andere, die nicht jede Bruchfläche im Gedächtnis haben."
Am 12. Februar 1880, in der 60. Sitzung des Preußischen Abgeordnetenhauses wird auch über den „Tagespunkt Pergamon" beraten. „Meine Herren", so verzeichnet das Protokoll u. a. die Ausführungen des Dr. von Sybel, „meine Herren, der plastische Teil unserer Museen, die Skulpturensammlungen, hatten bisher eine durchaus sekundäre Bedeutung; das wird, glaube ich, niemand bestreiten. Durch die Einverleibung dieser pergamenischen Schöpfungen ist unser Museum mit einem Schlage in die erste Linie der europäischen Sammlungen eingetreten. (Hier verzeichnet das Protokoll: Hört! Hört!)..." Der Abgeordnete Dr. Petri darauf: „Ich erachte es für eine absolute Notwendigkeit, die pergamenischen Bildwerke in einem besonderen Gebäude aufzustellen, weil sonst ein volles Verständnis und ein voller Genuß garnicht erreicht werden kann, eine Aufstellung, welche sich ihrer ursprünglichen möglichst nähert. Soweit ich informiert bin, wird das Reinigen dieser Skulpturen bloß von vier Arbeitern vollzogen, und ist eine Arbeitszeit von mindestens 16 Monaten in Aussicht genommen. Ich möchte der königlichen Staatsregierung zur Erwägung anheimstellen, ob diese Arbeitskräfte nicht derartig vermehrt werden können, daß die Reinigung, die Zusammenstellung und die Aufstellung rascher bewirkt werden kann." Daraufhin Regierungskommissar Geheimer Regierungsrat Dr. Schöne: „Was zunächst die Aufstellung der pergamenischen Skulpturen und die Frage betrifft, ob für sie ein Neubau errichtet werden muß, so ist das bereits Gegenstand sehr eingehender Erwägungen seitens der Staatsregierung gewesen, zumal da ein großer Teil der Funde noch unterwegs ist und wir den Umfang der ganzen Sammlung noch nicht übersehen können. Im nächsten Jahr aber hofft die Regierung, Ihnen die Ergebnisse der Erwägungen vorzulegen." Soweit aus dem Protokoll. Man kann aus diesem und aus anderen Dokumenten ersehen, daß die Mühlen der Bürokratie durchaus willig mahlten, aber nichtsdestoweniger langsam. —
Zu Beginn des Jahres 1880 mußte, wie von vorneherein von der türkischen Regierung geplant war, die 1. Grabungskampagne zu Ende geführt werden; sofort aber setzte sich Humann für weitere Grabungen ein, wobei die Begründung für diese weiteren Grabungen hier als ein Beispiel für andere analoge referiert werden soll, da sie zeigt, in welchen Detailplanungen sich die Arbeiten und das heißt die Entdeckungen in Pergamon vollzogen: „Die am 6. August 1878 von der türkischen Regierung für ein Jahr gegebene und später noch um vier Monate verlängerte

Conzession, betreffend die Ausgrabungen in Pergamon, war an Zeitdauer und Mitteln zu kurz bemessen, als daß es gelungen wäre, alles Terrain und alle Mauern zu durchsuchen, in denen noch Skulpturen und Architekturstücke des Zeusaltars zu vermuten sind. So ist namentlich der Abbruch der so fruchtbaren byzantinischen Mauer zwar im Süden und Südosten erledigt, nicht aber im Osten, wo der Abbruch bei 80 Meter Entfernung vom Altar aufhörte und wo sich noch am letzten Arbeitstage Fragmente fanden. Ferner ist die westliche Burgmauer, im Mittelalter von Grund aus etwa 6—8 Meter hoch repariert und nur 20 Meter vom Altar entfernt liegend, noch fast unberührt. Sie sitzt voller Marmore, begleitet die Ruinen des Altars auf etwa 120 Meter Länge und muß zum größten Teil aus seinen Trümmern erbaut sein.— Folglich muß ich erklären, daß wir zunächst durch Abbruch dieser beiden genannten Mauern höchst wahrscheinlich noch manche Stücke der Skulpturen des Zeusaltars finden dürften. Die höchste Burgkrone umgibt heute eine Türkenmauer. In dieser konnten wir einige Inschriftplatten des Schlachtenmonumentes erkennen und herausnehmen; andere mögen noch darin sitzen, und unmittelbar an dieser Türkenmauer muß dies historisch so unendlich wichtige Monument gestanden haben. Die Erledigung der genannten Aufgaben, die teilweise unabweisbare Pflicht ist, bin ich sicher, mit den erbetenen 60 000 Mark durchführen zu können."

Eine zweite Grabungskampagne wird am 19. August 1880 durch eine Ordre des Königs an den Finanzminister bewilligt, die Leitung der Grabungen wieder an Humann übergeben, dessen besondere Qualitäten auch in anderer Hinsicht, so im Hinblick auf die in den verschiedensten Briefen immer wieder erwähnte Gastfreundschaft, gerühmt wurden. „Ohne Übertreibung kann man sagen," so schreibt Eduard Schulte in der 1959 herausgegebenen Monographie über den Pergamon-Altar, „daß eine ganze Generation internationaler Forschungsreisender, Ausgräber und Geschichtslehrer in dem gastlichen Heim, das sich zu einem vielgelobten Stück Deutschland im Vorderen Orient entwickelte, beste Aufnahme fand." Für diese Gastfreundschaft und Großzügigkeit soll als ein besonders nennenswertes Beispiel ein Begleitbrief Humanns, der mit einer Weinsendung an Richard Schöne, den Generaldirektor der Berliner Königlichen Museen, und an Theodor Mommsen, Professor für alte Geschichte, geschickt wurde, hier angeführt werden. „Ich habe mir der Einfachheit halber erlaubt", schreibt Humann an Schöne, „beide Fäßchen an Sie zu senden. Leider kann ich sie nur bis Triest frankieren. Die Fäßchen tragen Ihre volle Adresse, sind spundvoll und gut verschlos-

sen. Ob sie ungetauft ankommen, wissen die Götter. Das mit S oben bezeichnete enthält süßen Samos-Muskat-Wein, wie Conze hat, das mit C bezeichnete enthält alten herben Chios-Wein. Fast glaube ich, letzterer sagt Ihnen eher zu. Wenn Sie nicht wollen, brauchen Sie den Wein nicht abzuziehen, da er sich im Anzapf bis auf den letzten Tropfen hält. — Herrn Professor Mommsen bitte ich, meinen ergebensten Gruß zu sagen, und somit Ihnen beiden ein frohes Prosit!" —
Die zweite Kampagne, die bis Ende 1882 dauerte, war von den Ergebnissen her wieder ein voller Erfolg, wenn auch nicht so spektakulär, was sich in der schwächeren Presse über Pergamon ausdrückte: „Sie klagen", heißt es in einem Brief aus Berlin an Humann, „daß Zeitungen nichts bringen! Ja, in Berlin lebt man zu schnell; da drängen sich die Ereignisse. Der Begriff „Pergamon" ist für die politischen Zeitungen schon etwas Veraltetes; es „zieht" nicht mehr; sie beeilen sich keineswegs, darauf Bezügliches in umfangreicher Weise aufzunehmen; traurig, aber wahr! Für unsere Fachorgane habe ich gesorgt; in denselben sind anerkennende Artikel mit Zeichnungen erschienen! Auch die „Augsburger Allgemeine Zeitung" hat etwas gebracht."

Manches nur ganz am Rande wichtiges, das mehr in einer Sammlung über die bürokratische Aufplusterung von Lappalien angeführt werden könnte, liest man bei Durchsicht der Aufzeichnungen, die mit Pergamon in Verbindung stehen (auch der König ist bei einem solchen Lapidarstreit beteiligt). So heißt es in einer Notiz über den Zeitraum vom 28. Mai bis 16. Juni 1882, Berlin: Auseinandersetzung zwischen dem Königlichen Hofe und dem Kultusministerium über Holzverschläge hinter der Nationalgalerie zur Unterbringung der Funde; und am 28. Mai 1882 schreibt der König an den Preußischen Kultusminister Goßler: „Soeben wird mir erzählt, daß in der Kolonade am hinteren runden Teil derselben der Nationalgalerie Abschläge zwischen die Säulen gemacht worden sind und fernere projektiert sind. Mir ist davon nie etwas bekannt geworden, oder eine Genehmigung zu dieser Verunstaltung einer offenen Kolonade eingeholt worden, und verlange ich sofort Bericht." —
Ein Besuch des Kaisers wird Humann von Conze am 12. August 1882 mitgeteilt. „Der Kaiser war Montag vor acht Tagen über eine Stunde bei den Pergamenern und sehr nett. Etwas Bemerkenswertes kam nicht dabei vor, als daß Bohn in Uniform war." (Richard Bohn, das zur Anmerkung, war Grabungsarchitekt in Pergamon und immer wieder auch in Berlin, um bei den Rekonstruktionsarbeiten mitzuhelfen).

Etwas schneller als im Übergang von der 1. zur 2. Grabungskampagne schloß sich an die 2. eine 3. in den Jahren 1883—1886 an. Einige lustige Episoden fallen beim Lesen der Briefe und Dokumente auf, so am 30. 1. 1884 die Antwort Conzes an Humann, der einem Brief ein Beduinenbildnis (gemacht im Jahre 1864) beigelegt hatte, das unschwer — auch in dieser Verkleidung — Humann erkennen ließ. Conze schrieb: „Ihre Photographie als Beduine haben wir neulich dem Minister gezeigt. Vielleicht entnimmt er daraus die Idee zu einer Uniformierung der Museumsdirektoren, an der es noch fehlt". Eine andere Episode überliefert das Hochzeitsgedicht Humanns auf seinen Architekten Bohn und dessen Braut Olga Schmidt, in dem es u. a. heißt:

Heute gerade vor sechs Jahren
Kam ein Mann frisch angefahren
Auf die Burg von Pergamon,
Um zu sehen, was davon
Übrig sei geblieben.

Gleich begann er drauf zu buddeln
Und den Schutt herum zu kuddeln,
Dann erschien alsbald, herrjoh,
Ein gar großes archeo-
logisches Gerümpel.

Alle Götter, Herrn und Damen
Pele mele zum Vorschein kamen,
Und dazwischen lag herum
Manches Individuum
Beiderlei Geschlechtes.

Kapitäle, Säulen, Basis,
Deren Anzahl ohne Maß is,
Münzen, Bronzen, Inschriften,
Die erfreuten riesig den
Ge- und Ungelehrten.

Ehren, Titel und auch Orden
Lagen, noch nicht faul geworden,
Dort herum, auch fand sich bald
Stellung und gut Gehalt
Nebst Getränk und Futter.

Ganz unglaublich ist zu sagen,
Was da sonst für Dinge lagen,
Und das Beste kam zuletzt;
Doch darüber muß ich jetzt
Vorläufig noch schweigen.

Nun gings gleich an's combinieren,
Ausstudieren, ausprobieren —
Wo er eine Säule fand,
Sagt er sich gleich mit Verstand:
Die hat wo gestanden.

Um das „Wo" nun zu ergründen,
Must er just die Stelle finden,
Kraucht zu diesem Zweck herum
Und putzt alles um und um
Mit Geduld und Bürste.

Steckt natürlich seine Nasen
Unter jedes Stückchen Rasen,
Das bislang vergessen ward,
Und entdeckt auf diese Art
Manches Unentdeckte.

Wie er eines Tags so schlenkert
Und dabei sich gar nichts denkert
Ganz wie Goethe vor sich hin,
Nichts zu suchen war sein Sinn:
Nanu kommt erst recht was.

Plötzlich sieht er da ein Bildnis
Wie'ne Rose in der Wildnis. —
Kaum hat er das angesehn,
Wars auch schon um ihn geschehn,
Blieb verzaubert sitzen.

Ach, mein lieber Bohn, Du armer,
Diese Bild war nicht von Marmer,
Und es war antik auch nicht,
Wenn man „Olga Schmidt" ausspricht,
Klingt das ur-germanisch.

Statt zu liefern in's Museum
Seinen Fund, denkt er: Na so dumm!
Diesen Fund bieg ich mir bei,
Leben soll die Buddelei,
Die solch Funde liefert.

Nach diesem Seitenblick zurück zu den Grabungsarbeiten:

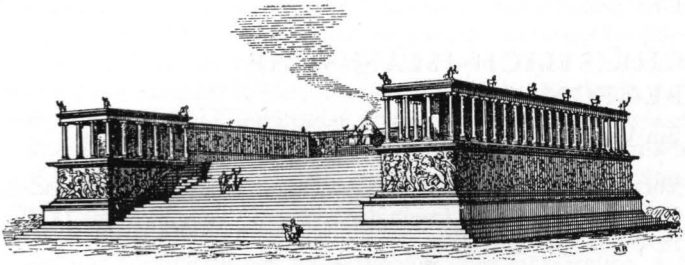
1884 Untersuchungen am Theater und an der Westterrasse überhaupt, weitere Grabungen auf der Burgkrone und am Gymnasium. Statuen wurden gefunden, so die berühmte Athena, eine

Athenagruppe vom Ostfries des Zeusaltars (Berlin).

Umbildung des Goldelfenbeinbildes der Athena Parthenos aus dem 5. vorchristlichen Jahrhundert (eine Schöpfung des Phidias) und die sog. Hera, die eine aus einer klassischen Gruppe (Prokne und Itys-Gruppe in Athen, Akropolis-Museum) herausgelöste und im pergamenischen Stil veränderte weibliche Gewandstatue darstellt. —

Humann erkrankte an einem Leberleiden, das ein Jahrzehnt später, im Jahre 1896, zum Tode führte, in demselben Jahr, in dem auch Curtius, sein Partner aus den ersten Jahren der Arbeit in Pergamon, starb. Vorerst aber, um an die Grabungstätigkeit in der Mitte der 80erJahre anzuschließen, wurde, wie schon erwähnt, die 3. Grabungskampagne weitergeführt; in Berlin konnte eine größere Grabungspublikation erscheinen und das Modell vom antiken Pergamon vervollkommnete sich mehr und mehr.

1886 gelangten die Grabungen zu einem vorläufigen Abschluß, zwei Jahre später schloß Humann sich einer Expedition nach Nordsyrien an, auf der er schwer mit körperlichen Schwächen zu kämpfen hatte. 1891—94 führte er Ausgrabungen im Stadtgebiet von Magnesia am Mäander durch, im Winter 1895 erkrankte er abermals schwer an einem Leberleiden und starb dann am 12. 4. 1896 in Smyrna. (Vor zwei Jahren wurde, wie mir der türkische Begleiter auf der Kreuzfahrt 69/2-G sagte, die Grabstätte Humanns von Smyrna nach Pergamon umgesetzt; unterhalb des Altarplatzes, im Schatten eines Bäumchens, liegt Carl Humann nun seinem großen Lebenswerk nahe begraben). —



Der Zeusaltar von Südwesten (Rekonstruktion R. Bohn, etwa 1885).

Einzelne Pläne der Ausgrabungen, für den Fachmann interessante Details und genauere Darlegungen der Funde konnten und sollten hier nicht wiedergegeben werden. Etwas von der Atmosphäre, in der vor nahezu 100 Jahren die Ausgrabungen in Pergamon begonnen und dann in mehreren Kampagnen durchgeführt wurden, etwas vom Drumherum, von den Querelen und vom Spaß, von den Strapazen und von den reichen Ergebnissen, etwas von den auch in diesem Zusammenhang wichtigen Hütern der Geldquellen, von einigen Umdrehungen des Rades an der Bürokratenmühle und von der Resonanz, die das wiederentdeckte und nach und nach rekonstruierte Pergamon in der Öffentlichkeit fand, kurz, eben etwas von der Atmosphäre, in der Humann seinen Plan, Pergamon auszugraben, erfolgreich durchsetzte, sollte hier vermittelt werden.
Denn auch davon Kenntnis zu nehmen ist nützlich (dazu trifft man dabei oft auf besonders einprägsame „Nebensächlichkeiten"), in welch detaillierter und kleinstteiliger Arbeit und mit welchem Drum und Dran die Grabungen zu vollem Erfolg gebracht werden konnten. Die mühselige und langwährende Anstrengung bildet ganz sicher den größeren Teil der Entdeckungen — die Augenblicke, in denen der Ausgräber mit dem Spaten auf einen Goldschatz stößt, sind, obwohl ohne Frage besonders erregend, so doch auch ohne Frage besonders selten.

*Otto Kaiser*

# CHRISTLICH-ISLAMISCHE BEGEGNUNGEN

## Ein Versuch in Rückblick und Ausblick

Vortrag, gehalten auf der Karawane-Kreuzfahrt „Klassisches Griechenland und die Inseln der Südägäis" vom 27. 9. bis 11. 10. 1970 mit MTS „Argonaut".

Wollte man mittels der heute so beliebten repräsentativen Meinungsumfrage ermitteln, welche Vorstellungen der durchschnittliche Europäer vom Islam, immerhin der letzten nachchristlichen Weltreligion mit etwa 450—500 Millionen Anhängern[1], besitzt, würde wohl ein ziemlich dürftiges Ergebnis zustande kommen: Gegründet von dem Propheten Mohammed besitzen die „Mohammedaner" den Koran als heilige Schrift. Ihr Gott heißt Allah. Ihre bemerkenswertesten Eigenschaften sind, daß sie keinen Wein trinken und ihnen die Vielweiberei gestattet ist. Würde man umgekehrt eine entsprechende Befragung in der islamischen Welt durchführen, träte wahrscheinlich ein ähnlich rudimentäres und verzerrtes Bild zutage: Die Christen glauben an drei Götter. Sie sind mithin Polytheisten. Sie halten Jesus für den Sohn Gottes und vergehen sich damit gegen den unendlichen qualitativen Unterschied zwischen Gott und Kreatur. Sie besitzen eine gefälschte heilige Schrift, auf deren Zeugnis sie sich zu Unrecht berufen. Und schließlich essen sie Schweinefleisch. Hauptvermittler weiterer Kenntnisse über den Islam außerhalb der gelehrten Welt ist in Deutschland dann sicher Karl May, dessen lange kontroverstheologischen Auseinandersetzungen in den vier Bänden „Im Reiche des silbernen Löwen" freilich zu den Partien zu gehören pflegen, welche der Junge auf der Suche nach dem nächsten atemberaubenden Abenteuer rasch zu durchblättern pflegt. Aus dieser Lektüre sind dem Leser wenigstens einige historische Einzelheiten, der Charakter von Mekka und Medina als heiliger Städte, die Existenz der Kaaba in Mekka, einige mit den heiligen Stätten verbundene Kultbräuche und vielleicht sogar der fundamentale Unterschied zwischen den beiden Religionen als Erlösungsreligion hier und Werkgerechtigkeitsreligion dort im Gedächtnis. Die christliche Mohammedanermission ist, aus welchen Gründen auch immer, nicht gerade erfolgreich. Die erst seit dem Beginn unseres Jahrhunderts tätige islamische Ahmadiyamission dürfte es in Europa kaum wesentlicher sein.

Anmerkungen siehe Seite 47.

Bedenken wir, daß Moses und Jesus im Koran als Propheten angesehen werden [2], denen Muhammad als der letzte der Propheten und nach islamischer Theologie als der im Neuen Testament verheißene Paraklet folgte[3], so gewinnen wir den Eindruck, daß sich hier zwei feindliche Brüder gegenüberstehen, die, — wie es mitunter auch in unseren Familien der Fall sein soll — nicht allzuviel miteinander anzufangen wissen und nicht allzuviel voneinander wissen wollen.
Das Befremdliche an diesem kühlen und distanzierten Verhältnis wird uns noch deutlicher, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die inzwischen in ihr vierzehntes Jahrhundert vorgerückte Geschichte des Islam weithin durch seine politischen Auseinandersetzungen mit den christlich-abendländischen Mächten bestimmt worden ist. Man sollte also zunächst vermuten, daß auf beiden Seiten ein Bedürfnis bestand, den Gegner genauer kennen und verstehen zu lernen. Aber es ist wohl eine Grunderfahrung der Geschichte, daß Kriege keine völkerverbindende, sondern eher eine völkertrennende Kraft besitzen, solange sich die Gegner je in ihrem ideologischen Gefängnis gegenüberstehen. Lassen wir in knappester Form die räumliche Breite und zeitliche Tiefe dieser Begegnung vorüberziehen, so erinnern wir uns zunächst daran, daß die mächtigen omajadischen Kalifen im ersten Jahrhundert nach dem Tode des Propheten zweimal, wenn auch vergeblich an die Tore Konstantinopels pochten (674—678 und 717/18[4]) und über Spanien hinaus nach Südfrankreich vordrangen, wo sie dann gerade im Jahr der Saekularfeier des Todes des Propheten bei Tours und Poitiers vernichtend geschlagen wurden. Immerhin: Die Reste der islamischen Herrschaft wurden auf der iberischen Halbinsel erst 1492, also noch nach dem Fall der byzantinischen Metropole, beseitigt. Das bedeutet, daß selbst im Westen mehr als siebenhundert Jahre christlich-islamischer Auseinandersetzung und Begegnung stattfanden. Daß den immer erneuten Vorstößen der islamischen Staaten und Völkerschaften gegen das byzantinische Reich Konstantinopel schließlich 1453 zum Opfer fiel[5] und die Osmanen unter Suleyman 1529 vor Wien erschienen und Belgrad trotz der Siege eines Prinzen Eugen und eines Laudon erst 1867 von den Türken geräumt wurde, erinnert uns an die christlich-islamischen Berührungen und Auseinandersetzungen auf dem Balkan, in der Ägäis, auf Kreta und Cypern, wo sie bis heute nicht abgeschlosssen sind. Zwischen diesen westlichen und östlichen Flügel des islamischen Vorstoßes schiebt sich der Keil der Kreuzzüge von 1096 bis 1396, der die europäischen Mächte ihrerseits für dreihundert Jahre ins Morgenland führte.
Für den Kulturhistoriker und Geistesgeschichtler ergibt sich auf

dem eben abgesteckten Spannungsfeld eine reichere Ernte als für den Religionsgeschichtler und Theologen. Daß es keine Hochscholastik ohne die von Spanien ausgehende arabische Vermittlung des Aristoteles gegeben hätte, kann man in jeder Philosophiegeschichte nachlesen[6]. Daß die Horizonterweiterung der europäischen Völker durch die Kreuzzüge zivilisatorische Impulse des Ostens, der bislang noch immer das Erbe der hellenistischen Kultur verwaltete, in den Westen und Norden verpflanzte, läßt sich wohl nachweisen. Und daß es ohne den Druck des Ostens auf Byzanz keine italienische Renaissance gegeben hätte, ist mindestens eine weit verbreitete, wenn wohl auch sehr vereinfachte Hypothese[7]. Für die Begegnung der beiden Religionen haben alle diese Ereignisse im wesentlichen eine negative Bedeutung besessen: Sicher wurden im Abendland während des Mittelalters die Kenntnisse des Islam erweitert, aber sie wurden eben auch gleichzeitig nachhaltig durch dogmatisch bedingte Vorurteile und Verzerrungen belastet, die erst in der modernen wissenschaftlichen Forschung abgebaut werden[8].

In unserem Jahrhundert wird ein neues Kapitel europäisch-islamischer, europäisch-asiatischer und nordafrikanischer Beziehungen aufgeschlagen. Aber zunächst ist kaum zu erkennen, inwiefern sich daraus auch ein neues Kapitel in der Geschichte der Beziehungen der beiden Religionen zueinander ergeben wird. Von der Türkei bis nach Marokko stehen die islamischen Völker um des Überlebens willen vor der Aufgabe, sich westlicher Zivilisation und Technik zu erschließen. Um ihr besser gewachsen zu sein, haben sie teilweise, wie in der Türkei, (im Libanon) und in Tunesien das offizielle Band zwischen Staat und Moschee zerschnitten. Aber man darf nicht übersehen, daß es für das Selbstbewußtsein der erwachenden arabischen Völker letztlich keine andere Möglichkeit gibt, als sich gleichzeitig mit der Hinwendung zur europäisch-technischen Kultur der religiösen und kulturellen Eigenart bewußt zu werden, und d. h. notwendig, an das Erbe des Islam anzuknüpfen, ja selbst der alten islamisch-arabischen Einheit zu gedenken, die eben durch die Kreuzfahrer, wenn nicht überhaupt zerstört, so doch lebensgefährlich geschwächt worden ist. Der islamische Staat war eine Theokratie, aber eine Theokratie ohne eine Zweireichelehre, wie sie dem Christentum letztlich von Anfang an eigen ist. Die Angriffe der Kreuzfahrer erfolgten in einem Augenblick, in dem die Abassiden-Kalifen unfähig waren, die Führung der Abwehr zu übernehmen. Als sich schließlich die osmanischen Sultane selbst zu Kalifen machten, war das ein Akt der Usurpation, waren sie doch keine Nachkommen des Propheten. Daher

blieben sie für die arabischen Völker letztlich Unterdrücker[9]. Man wird vermutlich in den islamischen Ländern nicht nur die Jahrzehnte der Kolonialherrschaft vor und zwischen den beiden Weltkriegen, sondern auch die Rolle der Kreuzfahrer im Gedächtnis behalten, wenn man die eigene, nun auch noch durch das Israelproblem belastete Situation bedenkt.

Die Rolle der Kreuzfahrer war auch sonst keine rühmliche, jedenfalls wenn man sie als Boten einer Religion der Liebe, der Gnade und des Friedens verstehen wollte. Es reicht aus, wenn wir schon auf einen Katalog der von ihnen begangenen Greueltaten an Christen, Muslimen und Juden verzichten wollen, nur die Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer im Sommer 1099 der durch Saladin 1187 gegenüberzustellen: 1099 rettete von den Verteidigern nur der fatimidische Statthalter von Jerusalem Iftihat ad-Daula mit seiner Burgbesatzung das Leben. Entgegen der bei der Kapitulation getroffenen Vereinbarung wurden die Verteidiger des Haram esch-Scherif, des ehemaligen Tempelbezirkes mit dem Felsendom und der el-Aqsa-Moschee ohne Ausnahme erschlagen. Männer, Frauen und Kinder, wer immer den durch die langen vorausgegangenen Entbehrungen und Leiden von Sinnen geratenen Eroberern in die Hände fiel, wurde ermordet. Vom Nachmittag bis tief in die Nacht hinein währte der Massenmord. Auch mit den Juden, die man samt und sonders für Verräter hielt, hatte man kein Mitleid. Sie hatten sich in ihrer Hauptsynagoge versammelt. Die Kreuzfahrer steckten sie an. So fanden sie alle einen elenden Tod in den Flammen. Es wird berichtet, daß sich Raimund von Aguliers am nächsten Tage bei seinem Wege zum Tempelviertel durch Leichen und Blutströme hindurchwinden mußte, die ihm bis zu den Knien reichten.[10]

Als Saladin achtzig Jahre später in die heilige Stadt einzog, wurde nicht ein Gebäude geplündert, nicht ein Mensch verletzt. Seine Wachen patroullierten in der Stadt und verhinderten jegliche Ausschreitungen gegen die Christen. Hätten Patriarch und Ritterorden, statt an sich selbst, an das Wohl der Mitchristen gedacht, hätte nicht einer der Bewohner in die Sklaverei zu ziehen brauchen. Selbst die Muslime waren empört, wie sie den unter der Last des Goldes gebeugten Patriarchen Heraklios die Stadt verlassen sahen, von Wagenladungen mit Teppichen und silbernem Tafelgeschirr gefolgt[11].

Der heilige Krieg der Christen hat mit seiner Unduldsamkeit auch den Islam unduldsam gemacht. Er hat die Beziehungen der islamischen Herren zu ihren christlichen Untertanen verändert. Die Zeit eines relativ unbefangenen Nebeneinanders war vorüber[12]. Die Kontakte zur christlichen Welt starben ab, bis die

europäischen Mächte im neunzehnten Jahrhundert die Tore mehr oder minder gewaltsam öffneten. Aber inzwischen war der nach außen kontaktlos gewordene Islam erstarrt. Ob und wie weit es den Erneuerungsbestrebungen in Indien, Pakistan und nicht zuletzt in Ägypten, wo Muhammad Abduh (1849—1905) sich an der weltberühmten al-Azhar-Universität um eine innere Reform des Islam bemühte, gelingt[13], den Islam aus seiner mittelalterlichen Versteinerung ohne inneren Bruch in die Neuzeit zu führen, bleibt dahingestellt. Was an theologischen Reflexionen aus der islamischen Welt der Gegenwart nach Europa dringt, erinnert zunächst an die Bemühungen konservativ-christlicher Kreise in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Schrift und Weltbild miteinander zu versöhnen[14]. Grundsätzlich ist festzustellen, daß ein historisch-kritisch auf seine Ursprünge zurückgreifender Islam sehr wohl in der Lage sein würde, für die eigene Welt eine Antwort auf die sozialen Probleme der Gegenwart zu geben. Denn die Botschaft Muhammads ist in ihrer Zeit eine solche Antwort gewesen. Als die stammesgebundene Solidarität sich zumal in den Städten der arabischen Paeninsula unter dem Einfluß eines frühkapitalistischen Individualismus aufzulösen begann, erneuerte er das beduinische Ideal der muruwah oder Männlichkeit, das Tapferkeit in der Schlacht, Geduld im Leiden, Beharrlichkeit im Verfolgen der Rache, Schutz des Schwachen und Herausforderung des Starken einschloß, indem er die arabischen Stämme und alle, die den Islam annahmen, in einer neuen ummah zusammenschloß. Die stammes- und blutsmäßige Zusammengehörigkeit wurde dabei durch die des Glaubens ersetzt, nach dem Gott selbst an der Spitze der ummah steht und die dimma, den Schutz aller ihrer Glieder übernahm[15]. Durch den einfachen Gedanken, daß der Gott, der aller Schöpfer ist, auch die Macht hat, alle wiederzuerwecken und einem jeden nach seinem Tun zu vergelten[16], wurde der Individualismus abgefangen und ein neues, auf die Unterwerfung unter Allah, auf den Islam gegründetes Solidaritätsgefühl geschaffen. Der westliche Beobachter möchte meinen, daß es nur darum gehe, die zwischen dem Propheten und der Gegenwart stehende, in dem fiqh, in der Gesetzesliteratur[17] bewahrte Tradition vom Ursprung her zu hinterfragen, um dem Islam neue Werbekraft angesichts der Gegenwartsprobleme zu verleihen. Voraussetzung dafür ist jedoch, daß sich bei den islamischen Theologen ein der europäischen Theologie vergleichbarer historisch-kritischer Sinn entwickelt. Und er könnte auch die Beseitigung der großen Barriere zur Folge haben, die heute einen ernsthaften christlich-islamischen Dialog verhindert, die Beseitigung des Dogmas von der Präexistenz und Unerschaf-

fenheit des Korans. Der Prophet selbst war der Überzeugung, es gäbe eine himmlische Urschrift aller irdischen heiligen Schriften der Juden und Christen, die „Mutter der Schrift", ein himmlisches Buch, dessen arabische Fassung ihm offenbart wurde. Später mußte er in seinen Auseinandersetzungen mit Juden und Christen, die seine eigene Offenbarung ablehnten, zu der Überzeugung gelangen, daß Juden und Christen die Schrift nicht rein bewahrt, sondern verfälscht hatten. Denn an der Ursprünglichkeit und Wahrheit der ihm selbst zuteil gewordenen Offenbarungen konnte er nicht zweifeln [18]. Als die islamischen Theologen dann die christliche Lehre von dem unerschaffenen und mithin präexistenten Wort Gottes kennenlernten, übernahmen sie diese Vorstellung für ihren Koran, so daß er — wie für orthodoxe Christen die Bibel — schließlich selbst zum ewigen und buchstäblichen Worte Gottes wurde [19]. Es gab freilich im 9. Jahrhundert am Hofe der Abassiden eine kurze, dreißigjährige Epoche des Rationalismus, während der jeder gefoltert und hingerichtet wurde, der sich weigerte, den Koran für geschaffen zu erklären [20]. Aber ob diese Methode geeignet war, rationaleren Strömungen Gehör zu verschaffen, kann man tunlichst bezweifeln.

Es mag bereits auf den ersten Blick einleuchten, daß es einen wirklichen Dialog zwischen den beiden Weltreligionen erst dann geben kann und wird, wenn beide dem Dogma der Verbalinspiration entsagen und beide ihre eigene Tradition kritisch hinterfragen. Denn solange auch nur einer der beiden Partner für sein heiliges Buch Unfehlbarkeit in Anspruch nimmt, ist ein wirkliches Gespräch, ein Dialog, der in ernsthaftem Hören auf die Argumente des anderen eingeht, a priori ausgeschlossen [21]. Man versteht jedoch die ganze Bedeutung der Forderung erst dann, wenn man die koranische Jesusüberlieferung ins Auge faßt. Sie ist, mindestens teilweise, von einer volkstümlichen Überlieferung beeinflußt, wie sie uns in dem apokryphen Kindheitsevangelium und dem Thomasevangelium erhalten ist, und zeigt dabei ausgesprochen gnostische Züge. Nach ihr ist Jesus wie einst Adam ohne menschlichen Vater im Leibe der Maria erschaffen. Er tat Wunder und bestätigte die frühere Thora, die er gleichzeitig erleichterte. Die Jünger waren als Männer, die an Allah glaubten, selbst Muslime und Helfer, ein Ausdruck, mit dem Muhammads Anhänger der Zeit von Medina bezeichnet wurden, vgl. Sure 3, 30 ff. Der Versuch, Jesus zu kreuzigen, mißlang den Juden. An seiner Stelle wurde ein Mensch gekreuzigt, der ihm ähnlich sah, vgl. Sure 4,156. Die Anhänger der Ahmadiya zeigen nun sogar ein Grab in Srinagar in Kaschmir, wohin er entkommen sein soll, um dort zu predigen [22]. Muhammad selbst hat vermutlich mit

seiner Entrückung gerechnet[23]. Jedenfalls war er von der Wiederkunft Jesu überzeugt, die den Menschen die Ankunft des jüngsten Tages ankündigt, vgl. Sure 43, 61. Jesus wird also in die Reihe der Propheten von Abraham über Mose und Elia gestellt, die durch Muhammad abgeschlossen ist[24]. Nach späterer islamischer Lehre wird seine Wiederkunft in Palästina stattfinden, wo er den falschen Messias töten und dann zum Morgengebet nach Jerusalem kommen wird. Während ihn der Vorbeter, der Iman, auffordert, seinen eigenen Platz einzunehmen, wird er selbst ablehnen und gemäß der Vorschrift Muhammads sein Gebet verrichten. Anschließend wird er die unreinen Schweine töten, die Kreuze, mit denen ein Afterkult getrieben wird, zerbrechen und alle Synagogen und Kirchen zerstören. So wird er denn weiter auch alle Christen töten, die nicht an ihn glauben. Aber dieser Glaube ist nun eben mit dem einzig wahren Glauben, dem Islam, identisch und schließt die Anerkennung Muhammads als des letzten Propheten ein. So steht am Ende der Geschichte, ehe der große Tag der Auferstehung und des Gerichtes kommt, die eine große Gemeinschaft des Islam[25].

Dem Christen muß auffallen, daß hier in der ganzen Überlieferung mit keinem Wort von dem stellvertretenden Leiden Jesu die Rede ist, sondern Jesus ausschließlich als ein von Gott beglaubigter Buß- und Gesetzesprediger verstanden wird. Man muß daraus wohl mit Recht folgern, daß Muhammad das Christentum nur in einer sehr rudimentären, haeretischen Form kennengelernt hat. Als Vermittler christlicher Tradition kommen in seiner Frühzeit neben dem Vetter seiner Frau Hadiga, Waraqa b. Nawfal, wohl vor allem abessinische Sklaven in Mekka in Betracht[26]. Aber das hindert nun nicht, daß diese Kenntnisse als letztgültige Offenbarungen gelten, der gegenüber die Schriften des Alten und des Neuen Testaments erscheinen als nachträgliche Fälschungen[27]. Und so steht wie ein Kampesfanfare auf der einen Seite das Wort der 9. Sure: „Kämpfet wider jene von denen, welchen die Schrift gegeben ward, die nicht glauben an Allah und an den Jüngsten Tag und nicht verwehren, was Allah und sein Gesandter verwehrt haben, und nicht bekennen das Bekenntnis der Wahrheit, bis sie den Tribut aus der Hand gedemütigt entrichten. Und es sprechen die Juden: Esra ist Allahs Sohn. Und es sprechen die Nasara (d. h. die Christen): Der Messias ist Allahs Sohn. Solches ist das Wort ihres Mundes. Sie führen ähnliche Reden wie die Ungläubigen von zuvor. Allah schlage sie tot. Wie sind sie verstandeslos! Sie nehmen ihre Rabbinen und Mönche neben Allah und dem Messias, dem Sohn der Maria, zu Herren an, wo ihnen doch allein geboten ward, einem einzigen Gott zu dienen,

außer dem es keinen Gott gibt. Preis ihm, (er steht hoch) über dem, was sie neben ihn setzen... Er ist's, der entsandt hat seinen Gesandten mit der Leitung und der Religion der Wahrheit, um sie sichtbar zu machen über jede andre Religion, auch wenn es den Ungläubigen zuwider ist" (Sure 9, 29—33)[28]. Und so steht auf der anderen Seite das Bekenntnis: „In keinem andern ist das Heil, ist auch kein andrer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden!" Apg. 4, 12.

Warum hat es keinen nennenswerten christlich-islamischen Dialog gegeben? Warum haben vierzehnhundert Jahre christlich-islamischer Begegnung zu keinem anderen Ergebnis als dem eines fanatischen Hasses, verständnisloser Polemik und ergebnisloser Missionsbestrebungen geführt. Sicher werden wir Christen uns angesichts dieser Frage an das erinnern, was Christen den Muslim in diesen Jahrhunderten angetan haben. Aber letztlich stand dem Dialog etwas anderes hindernd im Wege: das Bewußtsein der einen wie der anderen Seite, selbst die abschließende, keiner Ergänzung bedürftige und allgemeingültige Offenbarung Gottes zu besitzen. Wir sprachen eingangs von den Christen und den Muslim als den feindlichen Brüdern. Vielleicht verstehen wir jetzt, wie ernst dieser Vergleich gemeint war. Der Islam ist die letzte große nachchristliche Religion. Nach seinem Selbstverständnis enthält er die ganze Wahrheit des Juden- und des Christentums, gibt es für ihn keinen Weg zurück. Das Christentum versteht sich seinerseits keiner Ergänzung bedürftig, ist seinerseits überzeugt, das letzte Wort Gottes zu besitzen, und sieht daher den Islam bestenfalls als eine arabische Variante eines haeretischen Judenchristentums an. Gibt es in dieser Situation überhaupt einen Weg nach vorn, auf dem sich beide Religionen freundlich begegnen können?

Sicher ist der Rat, den Lessing seinen weisen Nathan erteilen läßt, im praktischen Umgang zwischen den Anhängern verschiedener Religionen immer angebracht, die seine Ringparabel abschließende Mahnung:

*„Es eifre jeder seiner unbestochnen*
*Von Vorurteilen freien Liebe nach!*
*Es strebe von euch jeder um die Wette,*
*Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag*
*Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmut,*
*Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohltun,*
*Mit innigster Ergebenheit in Gott*
*Zu Hilf'!..."*

Der Verweis auf die edle Menschlichkeit ist wie die ganze Parabel ein Ausfluß des Denkens der Aufklärung und ihres Glaubens an die eine, natürliche Religion [29]. In einer Zeit, in der sich weltweit das Nachlassen ererbter Glaubensformen beobachten läßt, gewinnt die Überzeugung, die Lessing seinem Saladin in den Mund legt, an Kraft:

> „. . . . . *Ein Mann, wie du, bleibt da*
> *Nicht stehen, wo der Zufall der Geburt*
> *Ihn hingeworfen: oder wenn er bleibt,*
> *Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern*".

Wir haben es in Europa mindestens partiell begriffen, daß dogmatische Äußerungen auf ihre Intention befragt und nicht als Formeln mißbraucht werden wollen, mit denen wir einander und andere erschlagen können. Ich meine, daß wir in Europa begreifen müssen, daß Entwicklungshilfe nicht nur technisch sein darf, sondern daß sie auch die Vermittlung des Denkens umschließen muß, auf dem allein Technik und Wissenschaft organisch gedeihen, die Vermittlung der historisch-kritischen Methode zur Auseinandersetzung mit den eigenen wie den fremden Traditionen. Es könnte sein, daß die Bekenner der großen monotheistischen Menschheitsreligionen dann erkennen, daß sie, um noch einmal Lessing aufzurufen, in dem gleichen Palast wohnen, der nun an allen Enden zu brennen oder verlassen zu werden scheint. Ob sich das Feuer als ein Nordlicht oder Vorschein eines neuen Morgens enthüllt, wird davon abhängen, ob und wie wir es lernen, unseren Glauben an Gott verstehbar auszusagen, eigene und fremde Formeln auf ihren Gehalt zu hinterfragen und dann miteinander zu vergleichen. Kündigt sich Gott im Leben jedes Menschen und im Leben aller Völker an, so bedarf es letztlich nur einer Sprachregelung, damit wir erkennen, daß wir in ihm eins sind, Juden, Christen und Muslim. Welche Bedeutung dann Mose, Jesus und Muhammad einnehmen, werden nicht Dogmen und Überlieferungen, sondern die Macht ihres Denkens und ihres Wirkens entscheiden.

# ANMERKUNGEN

**Anmerkungen und Literaturhinweise zum Beitrag von Dr. Felix M. Schoeller: Über die Ausgrabungen in Pergamon.**

I. **Anmerkungen**

[1] C. Schuchhardt/Th. Wiegand, Der Entdecker von Pergamon, Carl Humann — ein Lebensbild, Berlin 1930 ([2]1931).

[2] Fr. Adler: Architekt. Baurat. Vortragender Rat im Preuß. Innenministerium. Dozent an der Königl. Bauakademie und der TH. Ausgräber in Olympia.

[3] H. Gelzer: Stipendiat des Deutschen Archäologischen Institutes. Später Prof. für Alte Geschichte in Jena.

[4] E. Curtius: Prof. für Alte Geschichte und Archäologie. Ausgräber in Olympia. Direktor des Antiquariums der Königl. Museen.

[5] 9. Dez. 1871, gedruckt in den „Preußischen Jahrbüchern", 29. Bd., S. 56ff. (Berlin 1872).

[6] Siehe Chronik der Ausgrabung von Pergamon (s. unten Lit.), S. 29, Nr. 27D.

[7] „Graphic" vom 20. 4. 1872 (zitiert nach „Die Ergebnisse . . .", s. unten Lit. S. 29).

[8] Im Deutschen Zentralarchiv, Abt. Merseburg.

II. **Literaturhinweise**

[1] Die Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon, vorläufiger Bericht von A. Conze, C. Humann u. A., Berlin 1880.

[2] A. Rumpf, Archäologie I und II (Slg. Göschen), Berlin 1953 und 1956 (bes. Bd. I, S. 98).

[3] E. Schulte (Hrsg.), Chronik der Ausgrabung von Pergamon 1871—1886, Dortmund 1963.

(Diese drei Angaben stellen nur eine sehr geringe Auswahl dar, die dem vorliegenden Aufsatz im wesentlichen zugrunde liegt).

**Anmerkungen zum Beitrag von Univ.-Prof. Dr. Otto Kaiser: Christlich-islamische Begegnungen.**

[1] Vgl. dazu T. W. Arnold in: Shorter Encyclopaedia of Islam (künftig als SEI zitiert), Leiden 1953, S. 177 ff., und H. Emmerich in: Lexikon für Theologie und Kirche VIII, Freiburg 1963[2], Sp. 1197 f.

[2] Vgl. dazu H. Stieglecker, Die Glaubenslehren des Islam, Paderborn-München-Wien 1962, S. 196 ff.; aber auch H. Speyer, Die biblischen Erzählungen im Qoran, (1931[1] =) Darmstadt 1961[2].

[3] Vgl. dazu Stieglecker, S. 557 ff.

[4] Vgl. dazu G. Ostrogorsky, Geschichte des byzantinischen Staates, HAW XII, 1, 3, München 1963[3], zitiert nach der Sonderausgabe München 1965, S. 93 f. und S. 119 f.

[5] Vgl. dazu St. Runciman, The Fall of Constantinopel 1453, deutsche Ausgabe „Die Eroberung von Konstantinopel 1453", München 1966, zitiert nach der Sonderausgabe München 1969.

[6] Vgl. dazu z. B. W. Windelband-H. Heimsoeth, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, Tübingen 1949[14], S. 253 ff.; St. Runciman, A History of the Crusades, deutsche Ausgabe „Geschichte der Kreuzzüge" 1957—1960, zitiert nach der Sonderausgabe München 1968, S. 1250.

[7] Vgl. dazu J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, KTA 53, Stuttgart 1938, S. 182 f. und Runciman, Eroberung, S. 14 ff. und besonders S. 196 f.

[8] Vgl. dazu N. Daniel, Islam and the West. The Making of an Image, Edinburgh 1960.

[9] Vgl. dazu Runciman, Kreuzzüge, S. 1253 f. und F. Taeschner, Geschichte der arabischen Welt, KTA 359, Stuttgart 1964, S. 151, 156 f. und 171 ff.

[10] Vgl. dazu Runciman, Kreuzzüge, S. 272 ff.

[11] Vgl. dazu Runciman, Kreuzzüge, S. 764 ff., wo deutlich wird, daß es jedoch zu einzelnen befehlswidrigen Übergriffen gekommen ist.

[12] Vgl. dazu Runciman, Kreuzzüge, S. 1254 f. — Zur Stellung der Christen in den islamischen Ländern vgl. W. M. Watt, Muhamad at Medina, Oxford 1956 (= 1962), S. 111 ff., 126 ff. und 315 ff.; Taeschner, a.a.O., S. 60 ff.; D. B. Macdonald, SEI, S. 75 f. und A. S. Tritton, ebenda, S. 440 f.

[13] Vgl. dazu Dietrich, ebenda, S. 405 ff.

[14] Vgl. dazu etwa die Diskussion über die Spaltung der Brust des Propheten bei Stieglecker, S. 354 ff. oder die über Nachtfahrt und Himmelfahrt des Propheten S. 361 ff., aber auch, was Stieglecker über Koran und Medizin und das neuislamische Verhältnis zur empirischen Forschung S. 391 f. und S. 533 ff. zusammenstellt.

[15] Vgl. dazu W. M. Watt, Muhammad at Mecca, Oxford 1953 (= 1965), S. 1 ff., 72 ff. und von demselben, Medina, S. 238 ff.

[16] Vgl. dazu Sure 96, 1 ff.; 80, 17 ff.; 93, 3 f.; 96, 8 ff.; 84, 1 ff.; 93, 9 ff.; 104, 1 ff.; 92, 5 ff. und dazu Watt, Mecca, S. 60 ff.

[17] Vgl. dazu C. Snouch-Hurgronje in: Lehrbuch der Religionsgeschichte hg. A. Bertholet und F. Lehmann, I Tübingen 1925, S. 695 ff.

[18] Vgl. dazu Watt, Medina, S. 198 ff. und 315 ff.; aber auch F. Buhl, SEI, S. 274 f. und S. 394.

[19] Vgl. dazu Buhl, ebenda, S. 285.

[20] Vgl. dazu A. J. Wensinck, SEI, S. 377 f. und G. E. Kirk, A Short History of the Middle Eeast, London, deutsche Ausgabe „Kurze Geschichte des Nahen Ostens von Mohamed bis Nasser", Wiesbaden o.J., S. 53 f.

[21] Ein persönliches Erlebnis mag das Problem verdeutlichen. 1964 traf ich in Jerusalem mit einem überaus liebenswürdigen und orientalistisch durchgebildeten jungen Beamten und Wissenschaftler des Altertumsdienstes des jordanischen Königreiches zusammen. Nach einem anregenden abendlichen Gespräch fuhren wir am folgenden Morgen zusammen nach Amman, von wo ich selbst mit meinen Begleitern zum Nebo aufbrechen wollte. Dort war gerade ein wiederum sehr liebenswürdiger südamerikanischer Archäologe auf der Suche nach dem Mosegrab. Ich erklärte dem jungen jordanischen Kollegen während unserer Fahrt, wie aussichtslos dieses Unternehmen angesichts des traditionsgeschichtlichen Befundes von Dtn 34 ist, stieß aber mit meiner gesamten gelehrten Argumentation auf absolutes Unverständnis. Warum sollte die Suche nach dem Mosegrab aussichtslos sein? Schließlich stünde es im Koran, daß Mose am Nebo begraben sei. Ich sah die Aussichtslosigkeit einer weiteren Unterhaltung über diesen Gegenstand ein und wechselte, um meinen freundlichen Gesprächspartner nicht zu verstimmen, sogleich das Thema.

[22] Vgl. dazu D. B. Macdonald, SEI, S. 173 ff.; Watt, Mecca, S. 25 ff. und 158 ff. und Medina, S. 315 ff.; zur Sonderlehre der Ahmahdiya vgl. M. Th. Houtsma, SEI, S. 24.

[23] Vgl. dazu Buhl, SEI, S. 173 und Sieglecker, S. 320 ff., aber zu Sure 3, 48 auch S. 334.

[24] Vgl. dazu etwa Sure 2, 81 ff. 95.

[25] Vgl. dazu Buhl, SEI, S. 173 f. und Stieglecker, S. 745.

[26] Vgl. dazu Watt, Medina, S. 315 und R. Paret, Mohammed und der Koran, UB 32, Stuttgart 1957, S. 56 f.

[27] Vgl. dazu Watt, Medina, S. 205 f. und Stieglecker, S. 540 f.

[28] Übersetzung M. Henning, Der Koran, Stuttgart 1960, doch ist „Nazarener" durch das ursprüngliche nasara, die islamische Bezeichnung für die Christen, ersetzt worden. Zur vermutlich sukzessiven Entstehung des Abschnittes vgl. Watt, Medina, S. 319 f. und Paret, Mohammed. S. 129 f.

[29] Vgl. dazu die Parabel in G. E. Lessing, Gesammelte Werke, hg. P. Rilla, Bd. 8, Berlin 1956, S. 152 ff.